

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

214350

II

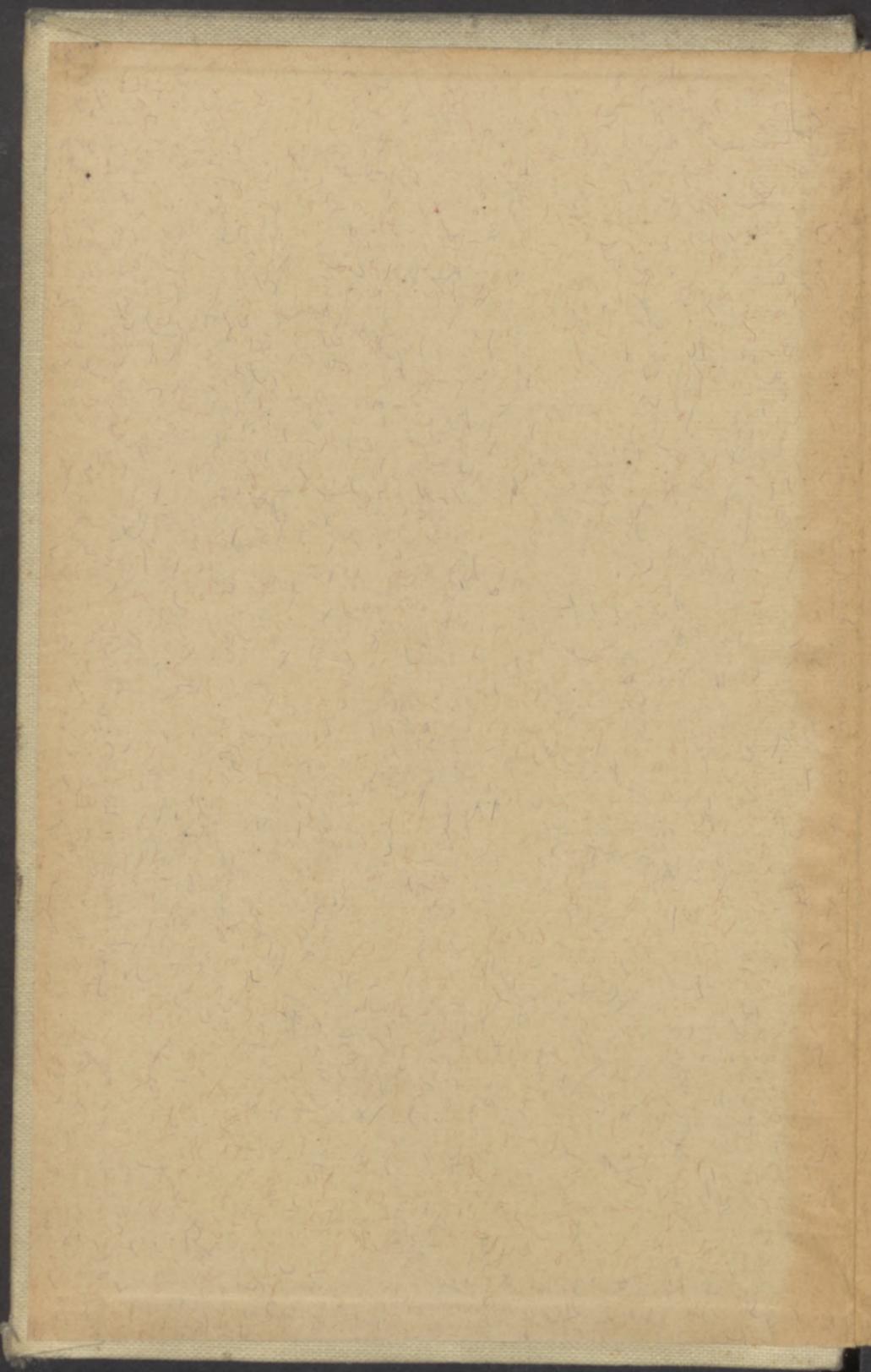
Patvel G. Misowoj

DAS
EISMEER

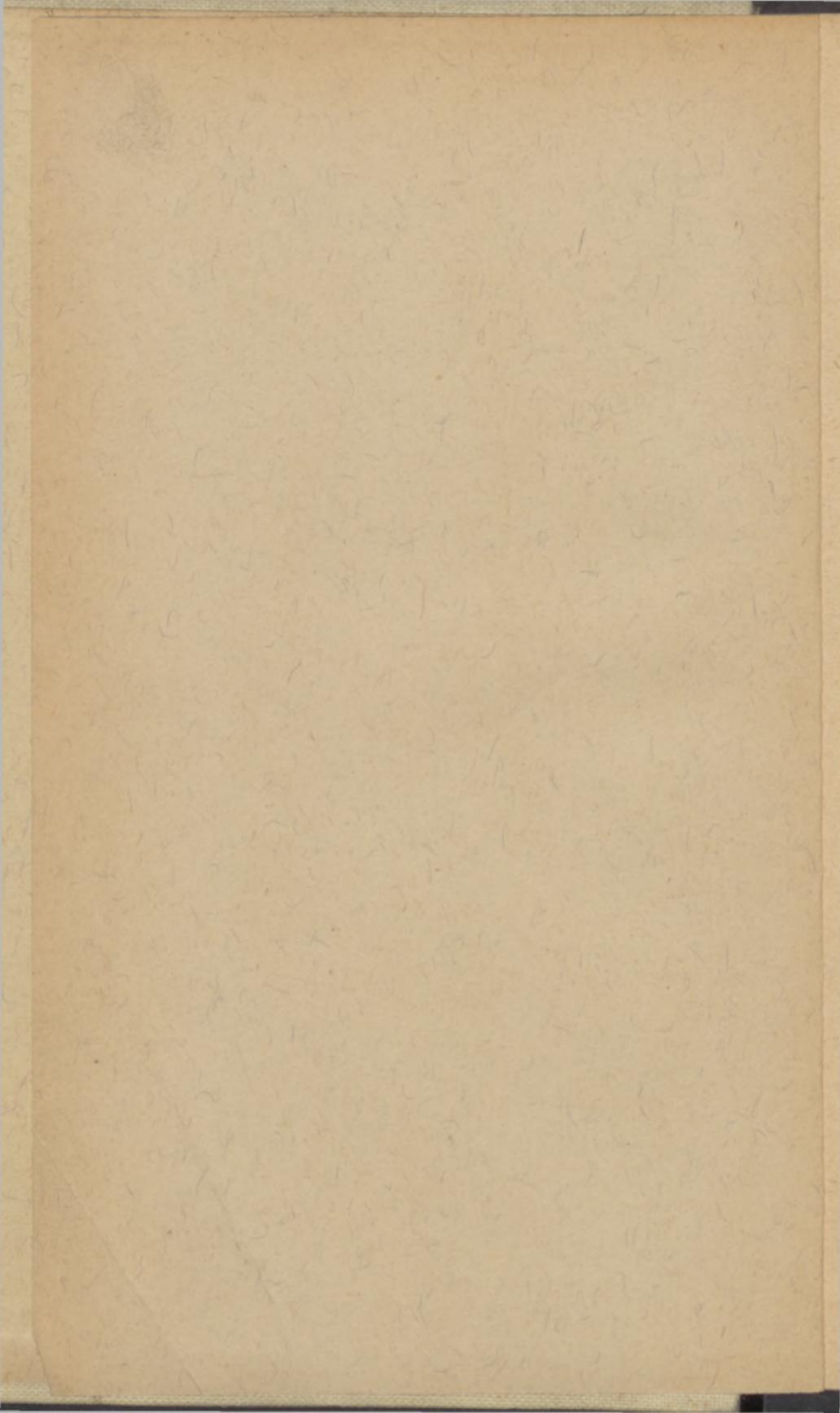
ROMAN
AUS DER ARKTIIS



ROMAN
1936



10/10/10



Das Eismeer

BIBLIOTHEK
der
U n t e r h a l t u n g
und des
W i s s e n s

62. JAHRGANG

DEUTSCHE VERLAGS-EXPEDITION
Herausgeber Georg von Soltzbrinck
STUTT GART

PAWEL G. NISOWOJ

»Das Eismeer«

Ein

Roman aus der Arktis

DEUTSCHE VERLAGS-EXPEDITION
Ackermann, von Holtzbrinck und Schlöffer
STUTT GART



214.350

51

Nebel schwebt träge über dem Wasser. Kostige, feste, fast greifbare Schwaden, die leuchtenden Koralleninseln gleichen. Im Westen berührt die purpurne Sonne den Horizont und rollt dann wieder — wie seltsam! — wie eine glühende Metallkugel über den Meeresspiegel nach Osten. Und dann beginnt sie wieder zu steigen. Ein tanzender Feuerstrom geht von ihr aus. Das Eismeer wiegt sich ruhig und wollüstig im Lichte des ewigen Tages.

Über die faul rollenden grauen Hügel kriecht, wie eine schwarze Schnecke, ein Schiff. Schwerfälliger Rhythmus hebt und senkt seinen eisernen Kumpf. Am Bug steht, an die Reling gelehnt, ein Mensch in einer Lederjacke: ein großer, breitschultriger Mann mit kantigem Schädel. Er sieht, die Hände auf dem Rücken verschränkt, mit seemännisch gespreizten Beinen, obgleich das Schiff nur wenig stampft. Von Zeit zu Zeit hebt er sein Marineglas und tastet lange den Horizont ab. Aber die Wasserwüste ist leer. Seine Aufmerksamkeit erschlappt. Müde blickt er auf den Weg, den die Sonne auf das Wasser zeichnet, diesen in die Weite lockenden Weg.

Auf dem Schiff herrscht der Alltag. Wenige Passagiere, zum meist Fischer und Pelzjäger, mit verwitterten, rauhen Gesichtern, mundfaul und wortkarg wie alle Küstenbewohner, schlendern ziellos von Bord zu Bord. Breitbrüstige Matrosen sprengen das Deck, scheuern die Planken. Von der Kommandobrücke erschallt ab und zu ein Befehl des wachhabenden Steuermanns.

Der große, magere Kapitän Lysjenko, ein Ukrainer mit breiten Backenknochen, kommt leise von achtern.

„Na, William, wie geht es Ihnen?“

Der Mann in der Lederjacke steht reglos, wie versteinert.

„Nikolaj Petrowitsch . . .!“

William wendet sich rasch um.

„Wie? . . . Ah, der Kapitän! . . . Sehn Sie sich doch mal diesen Sonnenweg an. So schön sieht man den selten.“

Kapitän Lyssjenko schaut auf den strahlenden Wasserspiegel, den der Bug unaufhörlich zerschneidet, und sagt nachdenklich: „Na, bald werden wir bei Ihrem neuen Heim sein. Drei Stunden noch, mehr nicht.“

Der Mann in der Lederjacke nimmt seine Uhr aus der Tasche. „Das ist recht.“

Und ohne auf die Uhr gesehen zu haben, steckt er sie zerstreut wieder ein und starrt weiter auf den goldenen Streifen.

„Ihre Frau scheint sehr aufgeregt zu sein. Gestern war sie viel ruhiger.“ Der Kapitän stopft sich die Pfeife. „William, wollen Sie denn wirklich lange hier bleiben? In dieser Einsamkeit, so fern von allen Menschen?“

Er spricht nicht weiter, zieht an seiner Pfeife und stößt bedächtig den Rauch aus.

William wendet erstaunt den Kopf.

„Wozu habe ich mir denn hier ein Haus gebaut? Natürlich lange! ... Immer!“

Als William dies sagte, mußte er an die vergangenen Monate denken. Als in diesem Jahre die Schifffahrt wieder eröffnet worden war, hatte er aus Archangelsk ein zerlegtes Holzhaus hergebracht und hier aufstellen lassen. Auch die nötige Einrichtung hatte er damals hergeschafft. Jetzt brachte er nur Lebensmittel und einige Kleinigkeiten mit.

Böse Tage, Mißerfolge und Verzweiflung hatte ihm dieses Haus gebracht. Vor allem — das Geld! William hatte gedacht, daß die Ersparnisse, die er im Laufe eines Jahrzehnts gemacht hatte, für das Haus und für alles zum Leben eines Fischers und Jägers Notwendige vollkommen ausreichen würden. Aber das Haus allein hatte schon sein Geld aufgefressen. Und wie mühselig hatte er es zusammengekratzt! Diese Rubel, die zehn geworden waren, dann hundert und schließlich mehr als tausend. Er hatte sie seinem Magen gestohlen, seinem Körper, hatte angezogen, was er bekommen konnte, gegessen, was ihm unterkam. Nicht wie ein Pferd hatte er gearbeitet, nein, er hatte sich geschunden, wie ein Küstenjäger multipliziert mit einem Arbeits-

gaul. Vom Frühling bis zum Spätherbst war er auf dem Meer gewesen, war auf Kabeljau, Lachs und Walfang gefahren, war nie trocken geworden, hatte nie geruht. Und im Winter hatte er in der Stadt studiert und selbst Stunden gegeben. Jede Kopeke hatte nach Schweiß gerochen. Jeder Rubel war von Seesalz verkrustet, von Polarstürmen umweht.

Und dennoch hatten diese Rubel nur für ein Bauernhaus gereicht! Und in einem leeren Haus ohne Ofen und Glasfenster kann man doch nicht leben! Man braucht auch Möbel, Jagd- und Fischgeräte. Hat man eine solche Wirtschaft, dann braucht man erst noch Schuppen und Vorratskammern. William war es sehr schwer gefallen. Er hatte seine Frau und alle seine Freunde ausgeplündert. Dann die Schwierigkeiten mit dem Bau selbst! Die Zimmerleute hatten eine ganze Woche lang mit dem Zusammensetzen des Hauses nicht anfangen können — der Wind hatte sie umgeworfen und selbst große Balken durcheinander geweht. Die Arbeiter hatten schon alles stehenlassen und davonlaufen wollen. Aber wohin hätten sie an dieser öden Küste laufen sollen? Bis zur nächsten Siedlung war es fünfzig oder sechzig Werst weit. Und diese Siedlung bestand auch nur aus zwei oder drei Sommerhütten von Fischern.

Dann war ein Teil des Baumaterials, das man aufs Ufer abgeladen hatte, von einer Sturmwelle fortgespült worden.

Aber das liegt nun alles weit hinter ihm. Jetzt wartet ein vollendetes Haus mit Nebenbauten und Vorratskammern und einer ganzen Wirtschaftseinrichtung ungeduldig auf seine Herren. Und die kommen schon. Bald werden sie seine Zimmer und das ganze Ufer mit ihren Stimmen und mit ihren Sorgen um ihr Menschennest beleben. William ist jetzt sehr froh. Aus dem nackten, toten Ufer hat er ein Haus wachsen lassen, jetzt wird er dort seine Wirtschaft ausbreiten und Leben säen. Menschliches Leben. Ach, wie schön das sein wird! In hundert Jahren wird hier vielleicht eine ganze Siedlung sein. Sind Rassen und Völker denn anders entstanden?

Er, William, wird wie ein mächtiger, fruchttragender Baum

der Anfang eines ganzen Haines sein. Ein Baum mit festen Wurzeln, gesunden Säften und einem Lebenswillen, der nicht umzubringen ist.

„Ach, ist das ein herrliches Gefühl . . .!“

Aber diese Idee, die mit der Zeit stärker geworden war und ihn ganz ausgefüllt hatte, war noch immer nicht reif. Nicht sie war es gewesen, die ihn bewogen hatte, ein Leben in der Einsamkeit zu suchen.

Er war an der Küste geboren, im Heulen der See und Schneestürme aufgewachsen und an die Weite gewöhnt. So fühlte er sich in der Stadt nicht wohl. Er hatte keine Sehnsucht nach Menschen, liebte die Gesellschaft nicht. Manchmal flammte geradezu ein Haß gegen sie in ihm auf, den er selbst nicht verstand, gegen sie und besonders gegen das hastige und seiner Meinung nach kleinliche Stadtleben.

Er war verschlossen und menschenfeindlich. Es zog ihn zur Einsamkeit. Er liebte den gewohnten ständigen Kampf gegen die Natur.

Und dazu kamen noch rein praktische Überlegungen: das freie, von niemandem beschränkte Leben dort, die großen Strecken herrenlosen Landes, und dabei dicht beim Hause ausgezeichnete Jagd und Fischfang. Das allein ist viel wert.

William schüttelte das minutenlange Nachdenken wie eine lästige Bürde ab und richtete sich auf.

„Ich glaube, daß es hier gar nicht so arg ist, wie die meisten Leute meinen.“ Er schwieg eine Weile und lächelte. „Bald werdet ihr mich alle beneiden: ich werde im Umkreis von Dutzenden Meilen allein sein. Niemand wird mich stören . . . Ein herrliches Leben!“

Kapitän Lyssenko hob den Kopf und sah gleichsam bedauernd und mißtrauisch Williams breite Schultern und lange, fast bis zum Knie reichende Arme an. Er antwortete langsam, jedes Wort betonend: „Jedenfalls wünsche ich Ihnen das Allerbeste für Ihr neues Leben. Vor allem Vertrauen. Selbstvertrauen.“

Er paßte an seiner Pfeife und ging bedächtig in seine Kajüte.

William sah ihn aufmerksam, nachdenklich nach. In seinen Mundwinkeln zuckte kaum merklich ein überlegenes Lächeln.

Ein komischer Mensch ist dieser Kapitän Lyssienko! Klug, herzlich, aber — verschroben. Gar nicht wie ein echter Seemann. Kann ein Mensch wie er William verstehen? Ach, woher denn!

Das Weiße Meer. Am Strande einige Häuschen. Die Gassen und Gäßchen sind mit Netzen umsäumt, mit Booten und Fanggeräten verstopft. In der Nähe die hastige, lärmende Stadt Archangelsk. Man hört hier noch das Läuten ihrer Glocken und das Heulen der Schiffstreuen in ihrem Hafen. Bis hierher spürt man das Stadtleben.

In diesem Fischerdorf hat William seine Kindheit verbracht. Sein unsteter Urgroßvater Dskar William war aus seiner Heimat Norwegen auf der Suche nach dem Glück in diese Gegend gekommen, hatte eine stämmige russische Fischertochter kennengelernt, sich hier niedergelassen und begonnen, Sprößlinge in die Welt zu setzen. Und es waren nicht wenige geworden während seines siebenzigjährigen Lebens!

In den Straßen liegt Schnee. Das Meer ist tief unter Eis und Schneemassen versteckt. Es schläft noch. Man hört es nicht. Über ihm heult und tanzt noch der Schneesturm. In den Buchten erheben sich wie ein abgestorbener Wald die Masten der großen und kleinen Schiffe. Sie werden ihren Schlupfwinkel nicht so bald verlassen können.

Noch schläft das Meer. Aber die Sonne! Die Sonne! Sie verkündet schon den Frühling. Um die Mittagszeit klingt der Gesang fallender Tropfen.

Das Fischerdorf rüstet sich zum Frühjahrsfang. Ssemjon William, der erste Sprößling Dskars, stämmig und knorrig wie sein Vater, stellt sich eine Mannschaft für den Kabeljaufang an der Murmanküste zusammen: seinen Sohn Pjotr, seinen Enkel Kolka und zwei Fremde. Die Beute wird er in sechs Teile teilen: einen Teil für die Geräte, die übrigen Teile für die Männer. Jeder bekommt seinen gleichen Anteil. Auch Kolka gilt als Mann, schon seit er dreizehn Jahre alt war.

„Den Kolkas geb' ich nicht für den größten Mann her“, rühmt Semjon stolz seinen Enkel. „Ein richtiger Seebär ist er. Nicht wie sein Vater, dieser Schlappschwanz . . . Kolkas ist auf dem Meer zu Hause . . .“

Kolkas ist in Ausdauer und Kraft seinem Großvater nachgeraten.

Er denkt noch daran, wie in einem Herbststurm einmal ihr Boot gekentert war. Einer, ihr Nachbar, ertrinkt. Aber er und der Großvater halten sich, von eisigen Wellen übergossen, mehr als eine Stunde lang am Bootskiel fest. Als man sie auffischt, verlieren beide die Besinnung. Aber bald kommen sie wieder zu sich, und eine Woche später gehen sie wieder auf Fang.

Kolkas Vater will nicht, daß er seinen und des Großvaters Weg gehe.

„Er soll seine Schule fertigmachen und 'n Städter werden“, sagt er. „Er kann in ein Schiffahrtskontor kommen oder sonstwohin . . . Möglichkeiten gibt's ja genug. Was haben denn wir? Mäße und Kälte . . .! 'n Hundeleben haben wir! Keine Ruhe, kein Vergnügen.“

„Was weißt denn du, du halbe Portion?“ antwortete der Großvater verächtlich. „Das wär' was für dich gewesen, vor dem Pult zu stehen und mit der Feder zu krazen. Kolkas braucht Raum, Freiheit, er muß seine Kraft verwenden. Der Bursch quillt ja über von Kraft!“

Und der menschenscheue, finstere Kolkas geht, den Kopf wie ein Stier gesenkt, durch die Straßen. Sein Blick und seine ganze Gestalt — Kraft und Unbeugsamkeit. Ganz wie sein Großvater liebt er das behagliche, enge, ereignislose Stadtleben nicht. Ein freier Fischer sein — das ist doch was anderes! Ach, wenn er doch nur noch weiter fort könnte, noch mehr Freiheit hätte! . . .

Seine Mitschüler nennen ihn „Walros“ — er ist so ungeschellig, jähzornig, gefährlich.

„Walros! Walros!“

Kolkas beißt wütend die Zähne zusammen, ballt die Fäuste.

„Nehmt euch nur in acht!“

„Walroß!“

Ein Hieb, noch einer ... Blutende Nasen, drohende Schimpfworte, feig von fern gerufen. Das „Walroß“ geht stolz und zufrieden nach Hause.

„Wartet nur, ich werde noch ganz anders mit euch umspringen.“

Das war oft vorgekommen, stets ohne Folgen geblieben. Aber diesmal nimmt der Lehrer sich der Verprügelten an. Kolkas Vater wird in die Schule gebeten.

Als er aus der Schule kommt, fragt er den Sohn kurz und finster: „Hast dich geprügelt?“

Der Sohn antwortet ebenso knapp und düster: „Ja.“

„Gut. Diesmal hab' ich's erledigt. Aber prügel die Jungs nicht mehr, sonst fliegst du.“

Er dreht sich um, will sein Boot kalfatern. Diese Angelegenheit ist für ihn erledigt. Er ist kein Freund vom Vielreden. Aber Kodka ruft ihm plötzlich nach: „Ich werde nicht länger mit diesen Stadtaffen lernen. Ich bin nicht schlechter als sie und lasse mich nicht auslachen!“

Der Vater wendet sich zurück, sieht ihn erschrocken an. Versteht nicht.

„Was willst du ohne Schule anfangen? Ein ungebildeter Mensch ist drei Kopeten wert, ein gebildeter einen Rubel. Die Schule brauchst du!“

„Ich werde zu Hause lernen. Allein ...“

Und Kodka macht sich mit ganz unkindlicher Verbissenheit an die Bücher.

Zehn Jahre später — jetzt ist er schon Nikolaj Petrowitsch William, ein erfahrener Hochseefischer, der mehr als einmal Wale harpuniert, Hais geangelt und Robben gejagt hat — kommt er zu einem alten Bekannten, einem Lehrer.

„Ich will in die Seemannsschule. Was brauche ich dazu?“

„Wozu wollen Sie das überhaupt?“ fragt der Lehrer erstaunt. Dazu brauchen Sie einige Jahre Zeit. Wollen Sie denn Kapitän werden?“

„Mein, das nicht. Aber ich brauche das. Ich will alles wissen . . .“

Weitere fünf Jahre sind vergangen. Nikolaj William hat über vieles nachgedacht — in anderer Umgebung, unter andern Menschen. Vater und Großeltern sind tot. Er ist allein geblieben. In diesen fünf Jahren ist ein alter Plan in ihm reif geworden. Vielleicht ist dieser Plan absonderlich, aber die Frau, der er später begegnet, begeistert sich dafür. Diese Frau heißt Wera Jakowlewna.

William stand starr, mit eisiger Miene, an der Kelling und sah auf die heranrollenden Wasserhügel. Jetzt dachte er an sein neues Haus auf der öden Felsküste. Werden die Ritzen gut abgedichtet sein? Auf der Nord- und der Ostseite wird man vielleicht die Verschalung zum Schutz gegen den Wind verdoppeln müssen . . . Wie wird seine Frau sich in ihrem neuen Heim, in dieser Einsamkeit fühlen? Und was erwartet ihn auf diesem toten Stück Erde?

William streckte sich müde, sog mit geblähten Nasenflügeln die frische Seeluft ein und ging bedächtig wiegenden Schrittes in seine Kabine.

In seiner Kabine zweiter Klasse saß eine schlanke, hellblonde junge Frau mit den unentwickelten Formen und dem Blick eines Mädchens. Vor ihr lag auf einem Tischchen ein aufgeschlagenes Buch. Aber sie las nicht. Sie ordnete in einem kleinen Segeltuchkoffer ihre Sachen.

William trat ein.

„Warum hast du dich denn hier verkrochen? Geh lieber auf Deck. Die Luft ist so gut, und das Meer ist wunderbar.“

Er bückte sich und küßte sie auf ihr Haar.

Die Frau reckte sich ihm schüchtern entgegen und schmiegte sich kindlich an seine härtige Wange.

„Ach, wäre das nur schon vorbei! Die Reise ist mir schon so langweilig, und auch die Menschen langweilen mich so.“

Er nahm ihren Kopf sanft zwischen seine Hände, sah auf

merksam ihre geröteten Lider an und berührte besorgt ihre Stirn.

„Du bist doch nicht etwa krank? Hast du . . . ? Geh lieber hinauf an die Luft. In zweieinhalb Stunden sind wir dort. Ich werde mich ein wenig hinlegen. Ich habe in der Nacht schlecht geschlafen.“

Das Meer war immer noch still, die Nebelschwaden schmolzen langsam, die Sonne stieg immerfort höher zum Zenit. Jetzt erschien schon die Küste als verschwommener Fleck.

Auf dem Heck lag ein festvertäunter Berg leerer Fässer. Es roch scharf nach Fisch und Tran. Die Fischer, die in einer Gruppe auf der Back saßen, sprachen über Fische und Seejagd. Der Fang war in diesem Jahr gut gewesen.

Und in der blauen Weite von Wasser und Himmel schwebten Seeraben, Taucher, Möwen und flinke Seetauben. Das Stück Land an Steuerbord wurde immer deutlicher und größer. Man erkannte düstere, kahle Felsen. Langsam schwamm das Festland dem Schiff entgegen.

Als William an Deck kam, war die Küste nur mehr wenige Meilen entfernt. Zwei Matrosen loteten.

„Elf . . . Zehn . . . Zehneinhalb . . .“

Der Steuermann auf der Kommandobrücke lauschte aufmerksam den eintönigen Rufen.

Der Mann in der Lederjacke und seine Gefährtin standen an der Reling und sahen auf das öde Felsufer, auf dem der leuchtende Fleck des neuen Blockhauses winzig und überflüssig wirkte.

„Siehst du, wie fröhlich unser Palast uns anblickt?“ William zeigte seiner Frau das Häuschen. „Nicht wahr, das ist ein schöner Platz?“

„Ja“, sagte sie leise und umklammerte fester den Arm ihres Mannes.

„Und wieviel Sonne überall! Herrlich! Schau nur, diese Sonnenstraße vom Schiff zum Ufer!“

Die Frau schwieg nachdenklich.

„Zehn weniger zwei . . . Neun . . .“ rief der Matrose mit dem Lot. Der wachhabende Steuermann legte hastig den Hebel des Maschinentelegraphen um und rief dem Bootsmann an der Ankerwinde zu: „Anker — looos!“

Gewichtig dröhnte die Ankerkette und ließ das Deck erzittern. Einige Matrosen arbeiteten schon an den Davits.

In das letzte Boot stieg als erste die lichtblonde Frau die schwankende Strickleiter hinunter, einem Matrosen gerade in die Arme. Ihr Mann sah ihr von oben zu und lächelte ermutigend.

Kapitän Lysjento streckte ihm die Hand hin.

„Na, William, auf frohes Wiedersehen! Wissen Sie, ich fange wirklich fast an, Sie zu beneiden. Von allem hat man so genug. Ich werde es aufgeben müssen . . . Auf Wiedersehen!“

Als das Boot vom Schiff abstieß, rief der Kapitän erregt nach unten: „Glückliches Leben und Gesundheit! . . . Wera Jakowlewna! Ihnen wünsche ich es! Ihnen! Hören Sie!“ und er deutete aufgeregt auf sie.

Aber die Frau war mit dem Hündchen beschäftigt, das er ihr heute geschenkt hatte, und das Rauschen der Wogen übertönte seine Stimme.

William sah durch sein Marineglas über die Köpfe der Matrosen auf das größer werdende Haus.

Als sie die Thür öffneten, wehte ihnen der angenehme, süßliche Duft frischgehobelten Holzes entgegen. In die Fenster strahlte in drei Lichtströmen die Sonne. Aus einem glänzenden Brett der Zwischenwand quoll in bernsteinfarbenen Tropfen Harz. William dachte sofort verstimmt an den Zimmermann: „Diese Canaille hat das Brett gerade dorthin tun müssen, wo man es sieht. Ich werde es auswechseln müssen.“

Ohne den Mantel abzulegen, beschäftigte Wera ihr neues Heim. Erregt und hastig guckte sie in jeden Winkel.

„Nikolaj, das ist schlecht, daß wir nur auf zwei Seiten Fenster haben. Da müßte noch eines her. Diese prachtvolle Aussicht!“

William sah hin. Die Aussicht war wirklich prachtvoll. Viel leicht schöner noch als die nach Süden. Wieso hatte er das nicht früher bemerkt? Aber das ist es eben . . .

„Hier, Werussja, geht es nicht nach der Schönheit, sondern danach, was praktisch ist. Von dort wehen die Nord- und Nordostwinde. Die sind sehr böse.“ William trat vom Fenster fort und klopfte mit der Faust an die Balken. „Sieh mal, was für Holz! Was? Das ist vom besten. Ein Balken wie der andere. Fast ohne Kiste . . . Später muß man das noch verputzen. Dann werden uns weder Frost noch Schneesturm schrecken.“

Wera fand, daß der Backofen nicht gut gemacht war. Die Wölbung war zu hoch, der würde viel Holz verschlingen.

„Du kannst recht haben“, stimmte William zu, nachdem er in den Ofen gesehen hatte. „Da muß man mal was unternehmen. Holz ist hier kostbarer als Gold.“

Auch der Herd war ihrer Meinung nach nicht besonders gut: man hätte das Feuerloch links machen müssen. Dann wäre das Backrohr dem Fenster gegenüber gewesen. Das wäre heiler und bequemer gewesen.

Dafür befriedigte sie das Badehaus sehr.

„Klein, aber sehr lieb. Hier wird man sich fein waschen kön-

nen." Wera betastete die Fugen. „Das scheint guter Hanf zu sein. Und es ist gewissenhaft abgedichtet.“

„Sag mal, Frau, woher hast du solch hervorragende Kenntnisse in der Wirtschaft und im Baufach?“ rief William mit scherzhaftem Pathos. „Du warst doch immer in der Stadt . . . Wo hast du das alles gelernt?“

„Ich habe zwei Sommer bei meinem Großvater im Dorf verbracht. Der hat sich auch ein neues Haus gebaut“, erzählte sie sachlich.

Seit den letzten Tagen war Wera wirklich nicht wiederzuerkennen. Wohin waren ihre Rindlichkeit und ihr Leichtsinns verschwunden? Sie sah jetzt alles ernsthafter an, und was die Hauptsache war, sie drang tiefer in alles ein . . . William hatte das zuerst an einem Tage bemerkt, als sie noch mit der Bahn reisten. Das war sehr gut. Aber schade, daß sie nicht mehr lachte. Das Lachen tut den Nerven so wohl . . . Na, macht nichts! Das wichtigste ist, daß man weiß, was das Leben wert ist.

„Wera, was werde ich heute füttern?“

„Was? Das selbe wie ich.“

William betrachtete aufmerksam die zarte Gestalt seiner Frau, die ihren Kopf selbstbewußt in den Nacken warf. In ihren Bewegungen, ihrem Blick lag eine Reife, die er früher nicht bemerkt hatte. Und auch in ihrer Stimme klang ein Ton von größerer Selbständigkeit . . . Die Antwort war gut gewesen. Alle Achtung! Er mußte lachen.

„Na schön, da werden wir also beide kochen müssen. Los, fangen wir an!“

William nahm den Blecheimer, den er eben erst aus der Kiste ausgepackt hatte, und lief zum Bach. Dann brachte er Späne und heizte den Herd an. Wera nahm frisches Fleisch und Gemüse und stellte Suppe und Braten aufs Feuer.

Wohl noch nie hatte ihnen ein Essen so gut geschmeckt wie diese erste Mahlzeit im neuen Heim.

Vor dem Fenster stand wie eine hohe blaue Mauer das

Meer. Rechts und links graue Felsen und Täler. Einmal an jedem Tage verlor das Meer seine strahlende Bläue. Es wurde matt und schimmerte in gelbgrauen und rosigten Tönen. Das war in den Stunden, in denen die Sonne über den Horizont rollte. In der Zeit, in der es hätte Nacht sein sollen. Aber an dieser öden Küste des Nordmeeres gab es keine Nacht.

Tag. Ewiger Tag. Lichterglanz eines ununterbrochenen Festes, der die Nerven aufpeitscht.

In der ersten Woche richtete Wera nur ihr Haus ein und durchstreifte die Umgebung. Sie geht ans Ufer. Wieviel Riesgesehenes, fast Märchenhaftes gibt es hier! Sie mag gar nicht ins Haus zurückgehen. Vor allem das Meer, seine Ebbe, seine Flut! Plötzlich wird der Strand der Bucht — er ist voll von kleinen Kieselsteinen — breiter. Langsam und stetig weicht das Wasser zurück, fließt ab, als wäre irgendwo hinter dem Horizont ein gigantischer Deich gebrochen. Nun ist das Meer schon viele Meter weit zurückgewichen. Auf dem entblößten Flachufer vergehen zwischen schlüpfrigen Steinen die sulzigen Qualzelen unter den Strahlen der Sonne. Wie Riesenspinnen stelzen Krabben mit steinernem Panzer. Kleines Viehzeug kriecht und wimmelt zwischendurch. Viele Steine sehen aus wie Menschenköpfe mit glattgebürstetem, glänzendem Haar. Und über all dem schwebt unaufhörlicher vielstimmiger Vogelschrei: das riesige geflügelte Heer nascht fröhlich von den Gaben des Meeres ...

Und immer weiter geht das Meer zurück. Sechs Stunden lang. Dann aber rückt es wieder gegen das Ufer vor, unaufhaltsam und siegesbewußt ...

„Wera, wir müssen nach Hause gehen. Weißt du, die Arbeit will sich nicht selbst machen.“

Wera sieht das ein. Es ist wahr, zu Hause gibt es eine Menge Arbeit, man muß mit der Einrichtung des Hauses schneller fertig werden. Sie eilt ins Haus, wäscht das Geschirr und bestimmt ihm einen Platz, hängt die Kleider in Schränke und befestigt Ansichtskarten an den Wänden. Aber dann —

muß sie dann nicht unbedingt wieder ans Meer gehen? In der Stunde, da die Sonne rosig und kalt wie ein strahlendes Märchenboot über den Horizont fährt, schreien unten am Ufer die jungen Seehunde. Sie schreien wie kleine Kinder. Und muß sie sich nicht unbedingt den Jahrmarkt der Vögel auf dem Nachbarfelsen ansehen? Wieviel Möwen es dort gibt, und was für Lärm sie machen! Sie haben gar keine Angst vor dem Menschen — er hat ihnen noch kein Leid zugefügt . . .

Manchmal ging auch William ans Ufer. Einmal fand er bei Ebbe zwischen den schlüpfrigen Steinen einen Seestern. Er war dunkelrot, hatte fünf rauhe Armstrahlen. Langsam kroch er über den nassen Kies. Bald zog er seine vielen Füßchen zusammen, bald streckte er sie wieder aus. William drehte ihn um

„Schau her, der Herr geruht zu speisen!“

Wera sah, daß neben dem Maul des Seesterns eine offene Muschelschale steckte. Die Muschel selbst war schon in den Magen des Sternes eingesaugt worden und wurde jetzt verdaut. Wera berührte den Stern mit dem Finger. Das Tier bog einen seiner Strahlen ein wenig, streckte einige Füßchen aus, hielt sich mit ihnen fest und begann sich mühselig auf den Bauch zu drehen . . . Einige Steine waren mit Muscheln bedeckt, die wie steinerne Beulen aussahen.

„Sieh das an“, sagte William, „das sind Riesmuscheln. Die sind essbar. Ich habe sie einmal mit Reis gegessen. Gar nicht schlecht . . . Wenn du am Meer lebst, kannst du nicht verhungern. Du findest immer etwas, womit du deinen Magen füllen kannst.“

Anderere Steine waren mit kleinen, weißen Buckeln besät. William fand einen kleinen Stein mit solchen Auswüchsen und gab ihn seiner Frau.

„Nimm das und leg es in ein Einsiedeglas mit Wasser. Das nennt man Meereichel oder wissenschaftlich Balanus.“

Eine Zeitlang später konnte Wera das Leben dieses Krebschens beobachten. Oben auf dem Buckelchen öffneten sich die Schalen, ein Büschel krummer Fühler wurde herausgesteckt

und machte greifende Bewegungen: der Balanus atmete und fing seine Beute.

Am Ufer gab es viel Interessantes zu beobachten. An manchen Stellen konnte man ganze unterseeische Blumenbeete sehen, die unmittelbar auf Steinen wuchsen. Diese Pflanzen heißen Blasentang. Jedes ihrer fingerartigen Blätter ist mit Luft gefüllt — drückt man darauf, so knallt es. Hier gab es sonderbare Fischlein, die es einige Stunden lang ohne Wasser aushalten konnten. Hier gab es auch Tiere, die wie Korallen in Kolonien lebten — Seemoos. Und die wunderschönen Seeanemonen, die wie Büschel von rosa und hellblauen Aderchen aussehen. Später, in Wera's kleinem Aquarium, breiteten sie ihre Fühler aus, ergriffen das ihnen zugeworfene Stück Fleisch und zogen es in ihr Inneres. Sie vermehrten sich durch Knospen. Auf irgendeiner Steite wuchs ein kleines Hügelchen — eine Knospe. Sie wurde immer größer und platzte schließlich. Rund um die Öffnung wuchs ein Kranz von Fühlern. Die Babyanemone trennte sich dann vom Körper der Mutter und begann ein selbständiges Leben zu führen.

Das ist alles sehr interessant und bildend, aber die Arbeit kann nicht warten. Ungern nur geht Wera an sie heran.

„Nikolaj, komm her, hilf mir, die Kommode umzustellen.“

„Warum willst du sie umstellen? Dort steht sie doch ganz gut.“

„Mir gefällt das so nicht. Es ist ungemütlich. Hierher gehört das Bett, die Kommode dort drüben hin. Der Tisch kann stehenbleiben.“

William stellte widerspruchlos die Möbel um.

„Schade, jetzt ist der Fußboden ganz zerkratzt“, sagte er und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

„Ich werde den Fußboden mit Wachs einlassen und bohren. Bei uns zu Hause haben wir das immer so gemacht“, beruhigte ihn Wera.

„Ja, das wäre recht. Aber wir haben kein Wachs. Na, irgendwas werden wir schon machen.“

In der Küche, dem Vorzimmer und der Vorratskammer brachte der Mann Bretter und Haken an — die braucht eine Hausfrau immer.

„Wera, komm her, schau, ob das gut ist.“

„Ja, ich glaube, so ist es gut. Nur dieses Brett dort solltest du vielleicht ein wenig von der Tür wegtun und hier einen Nagel einschlagen, damit man hier auch etwas aufhängen kann.“

In der ersten Woche hatte Wera nicht einmal Zeit gefunden, ihr in schwarzes Wachsleinen gebundenes Heft zu öffnen, dessen erste Seite in großen, sorgfältig gemalten Buchstaben das Wort „Tagebuch“ zierte.

„Wenn Nikolaj einmal fort ist, werde ich mir Zeit nehmen und für einige Tage auf einmal einschreiben“, dachte sie, sorgte weiter für die Wirtschaft und durchstöberte die unbekannte Umgebung.

„Einen wunderbaren Keller werden wir haben“, sagte einmal William, als er zu seiner Frau trat, die auf dem Vorbau stand. Er beutelte von seiner Kleidung Erde ab.

„Wie so wunderbar?“ fragte sie.

„Deshalb, weil du sicher nirgends einen solchen findest. Einen richtigen Eiskeller, verstehst du, einen ewigen Eiskeller! Komm, schau ihn an.“ Er streckte seine Arme nach ihr aus und hob sorgsam die kinderleichte Last von den Stufen herunter. Sie gingen zur Grube, die er eben gegraben hatte. „Siehst du, zwei Meter tief ist Erde, darunter Eis. Ewiges, nie schmelzendes Eis.“

Sie beugte sich vor. Aus der Grube wehte es kalt. In den feuchten schwarzen Wänden sah man Schichten grauen Eises. Der Boden der Grube schien aus trübem Glas zu sein. William stieß mit einer Stange hinein: es klang fest und spröde.

„Das ist wohl noch seit der Eiszeit da. Das wird ein idealer Keller werden.“

Wera schauerte. War es vor Kälte? — Sie wandte sich ab und ging schweigend ins Haus.

Der Lärm der Brandung und der fleckenlos strahlende Himm

mel gingen ihr auf die Nerven. Lange saß sie, ohne zu denken, ganz willenlos, am Tisch. Vor ihr lag das schwarze Rechteck des Heftes.

„12. November.

Gestern war wieder William da, ich habe lange gespielt“, las Wera im Hest. Sie hatte es vor nicht allzu langer Zeit geschrieben, aber ihr schien seitdem eine Ewigkeit vergangen. „Er saß bei mir und blickte aus dem Fenster. Ich konnte ihn im großen Spiegel über dem Kamin gut beobachten. Er dachte wohl an seinen Norden, an Walfang und Eisstürme. Ach, wie schrecklich muß es dort sein! Interessant, aber schrecklich! Um keinen Preis möchte ich dorthin fahren . . .“

„Konzept meines Briefes an M. S.

Meine liebe Mina, ich will meine Freude mit Dir teilen. Draußen liegt der Morast des Spätherbstes, aber in mir ist der Frühling. Ich möchte singen und lachen. Die Ursache ist noch immer er, der Seemann, von dem ich Dir geschrieben habe. In der ersten Zeit hatte ich Angst vor seinem ernsten Blick, vor seiner Bärenkraft, die aus jedem Glied seines Körpers so komisch-häßlich hervorquillt, besonders aber vor der Verbissenheit seiner Ideen, die für mich etwas Unmenschliches hatte. Als ich das erstemal mit ihm allein im Salon saß, fürchtete ich mich vor ihm und wußte selbst nicht, warum. Um das zu verbergen, sprach und lachte ich viel. Aber er schwieg und sah mich nur von Zeit zu Zeit an. Ich kam mir vor ihm sehr klein und dumm vor, und ich wollte gern größer und klüger werden. Ich glaubte, daß er mich still, nur mit den Augen, auslachte.

Ich stand erregt auf.

„Wohin wollen Sie?“ hielt er mich an. „Bleiben wir noch ein wenig sitzen.“ Er nahm meine Hand. „Wie klein die ist! Wenn alle Menschen solche Händchen hätten, sähe unser Leben sicher ganz anders aus.“

Ich antwortete schnippisch: „Meinen Sie? Ich wußte gar nicht, daß die Hände eine so große Rolle spielen. Na, jetzt werd' ich mir's merken.“

Er erhob sich, auf seinem Gesicht ein verlegenes Lächeln, in seinen Augen einen kindlich-lieben Ausdruck. Sie gefielen mir in diesem Augenblick sehr, zogen mich an, diese Augen. Sie logen nicht, sie entblößten das ganze Innere dieses Mannes.

„Hören Sie zu . . . Im Norden habe ich viele Frauen gesehen, die waren ebenso jung wie Sie, aber Hände hatten sie, wissen Sie . . . Wenn eine solche Hand sich zur Faust ballt, legt sie einen zweijährigen Stier um.“ Er lächelte naiv, kindlich. „Mein Ehrenwort, ich lüge nicht. Aber die Herzen dieser Frauen waren ebenso zart wie Ihres.“

Dann erzählte er mir von rosenfarbener Mitternachtsonne, von Nordlichtern und schwarzen Schwänen . . .

Liebe Nina! Jetzt weiß ich nicht, wie mir ist. Ich habe meinen eigenen Willen verloren. Ich bin gefangen, aber diese Gefangenschaft macht mir Freude, und ich wünsche mir, daß sie recht lange dauere, daß sie niemals ende . . .“

Noch einige halbe Seiten, noch einige Zeilen folgen, durchweht vom Hauch mädchenhafter Sorgen und Freuden, von Wunschträumen und Hoffnungen. Und nun trägt Wera in ihr Tagebuch ihre ersten fraulichen Sorgen ein. Diese Sorgen berühren wie ein leichter Herbstwind mitten im Sommer. Die Sonne hat ja noch einen weiten Weg bis zum Zenit. Noch viele frohe Tage werden kommen, noch viele unverbrauchte Gefühle . . .

Drei Tage später kehrte William ermüdet vom Fischfang zurück. Er hatte Kabeljau „aufs Aushaken“ gefischt, und nicht glücklich: er war an zehn Meilen mit seinem Boot gefahren, hatte stundenlang gefischt und kaum fünf Pfd gefangen.

Seine Frau erwartete ihn am Ufer.

„Wieviel Fische du gefangen hast, und was für große!“ rief sie entzückt.

William sah unzufrieden drein.

„Wenn wir an einem Tag in der Fangzeit ebensowenig fangen, sollten wir lieber alles stehenlassen. Damit bezahlt man ja nicht einmal Kleidung und Geräte!“

Er sprang aus dem Boot und zog es an einem Tau an den Strand.

„Du bist so brummig und schlecht aufgelegt, und ich habe für dich eine Überraschung . . . Ich dachte, du . . .“

Wera blickte ihn enttäuscht an.

William unterbrach sie: „Schon gut. Erzähl mir das später. Komm, hilf mir. Nimm die Riemen da und trag sie hinauf.“

Er stieg wieder ins Boot und nahm die Geräte und das zusammengerollte Segel. Er ging geradeswegs durchs Wasser, das ihm bis ans Knie ging. Er war mit einem Overall aus Stuch bekleidet, den er über warme leichte Kleidung gezogen hatte. Außerdem trug er eine Schürze aus Wachseleinen. Seine Hose reichte über die Stiefelschäfte und war unten mit Schnürren wasserdicht abgebunden. Auf dem Kopf trug er einen wachseleinenen Südwester.

„So, jetzt können wir essen.“

William warf einen kleinen Anker an verkürzter Leine ans Ufer und ging dem Hause zu.

„Muß man das Boot nicht anbinden? Wird es nicht abtreiben?“ hielt ihn die Frau zurück.

„Nein, es treibt nicht ab. Gleich kommt die Ebbe, dann liegt es auf dem Trockenen. Na, was für eine Überraschung hast du denn für mich?“ erinnerte er sich. „Irgendwas besonders Gutes zum Essen?“

„Nein, falsch geraten. Das errätst du um keinen Preis!“

Sie faßte ihn plötzlich am Armel und zog ihn fröhlich und kindlich ausgelassen ins Haus.

Beide vorderen Räume — das Wohn- und das Schlafzimmer — waren mit Zweigen und Blumen geschmückt. Hier waren fast alle Vertreter der karglichen Polarflora zu finden. Gelber Hahnenfuß, Torfbeerblüten, üppige Blaubeerzweige und

verschiedene Moosarten. Die Fenster, die Wände und das Bett waren damit geschmückt. Einige große Sträuße standen auf dem Tisch und der Kommode.

„Na, ist das nicht schön?“ Wera zeigte auf die Blumen.

„Wunderschön“, lobte William sie. „Das gefällt mir sehr.“

„Und merkst du, wie das duftet?“

„Es riecht gut“, bestätigte er und atmete tief. „Ein sehr angenehmer Duft.“

„Nicht wahr, in unserm Hause ist jetzt Frühling!“

„Ja, Frühling.“

William fühlte sich wirklich wohl. Er vergaß seine schlechte Laune. Jetzt konnte er lachen, scherzen. Möglich faste ihn Wera an den Händen und wirbelte um ihn herum.

„Frühling, bei uns ist Frühling!“ Ihre Stimme überschlug sich vor Freude, ihre Wangen glühten.

„Aber warte doch, du rüttelst mich ja ganz durch. Du wirst dich schmutzig machen und nach Fisch stinken. Und dann solltest du, mein' ich, mich erst mal füttern. Ich hab' einen tüchtigen Hunger.“

Wera wurde verlegen.

„Ach wirklich, du hast doch Hunger. Verzeih mir!“

Sie eilte in die Küche.

Nach dem Essen stand William auf, reckte sich, spannte seine Muskeln, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte halb im Scherz: „Was meinst, was wir jetzt tun müssen?“

Wera sah ihn vertrauend und freundlich an und erinnerte sich sofort.

„Wir müssen gleich den Fisch putzen. Richtig?“

„Richtig“, lächelte William. „Du bist ja gescheit! Das ist recht. Nur nicht putzen, so sagt man nicht, sondern ‚spalten‘, verstehst du? Spalten!“

Sie waren wieder am Ufer. Beide waren in Arbeitskleidung, mit wachseinenen Schürzen und Armelstulpen. William hackte mit einem großen Messer den Fischen die Köpfe ab, schlichtete die Körper der Länge nach auf, schichtete sie in Fässer und über-

schüttete jede Lage mit viel Salz. Wera fädelt die Köpfe auf eine dünne Leine und hängt sie zwischen zwei Pfählen auf. Andere, verantwortungsvolle Arbeit ließ er sie noch nicht machen. Die Kabelaulebern wurden beiseite gelegt. Daraus wird dann Tran gekocht. Über William und Wera jagten kreisend mit schrillen Rufen Möwen. Sie kümmerten sich gar nicht um die Menschen und flogen zudringlich zum Fischhaufen. Besonders lockten sie die Fischaugen an. Wera war einige Minuten lang in ihre Arbeit ganz vertieft gewesen. So bemerkte sie nicht, daß einige Fische plötzlich einäugig geworden waren.

„Zag sie fort“, rief William und schwang die Arme. „Diese Biester! Möchten's einem noch aus den Händen reißen! Ich werd's euch zeigen!“

Er warf einen Stein nach den Vögeln.

In der Luft spielten sich ganze Schlachten ab. Über den Möwenschwärmen kreisten Raubmöwen, kleine, aber kräftige, gewandte Vögel mit Räuberinstinkten. Sie suchen nicht gern selbst ihr Fressen, sondern jagen es lieber Schwächeren ab. Die Raubmöwe schwebt hoch und beobachtet scharf alles, was ringsum vorgeht. Sieht sie einen Vogel mit einem Fisch im Schnabel, so stürzt sie wie toll auf ihn los, und wenn der Angegriffene entsezt seine Beute fallen läßt, fängt die Raubmöwe sie im Falle auf und fliegt auf den nächsten Felsen, wo sie sie eilig hinunterwürgt. Dann wieder neues Lauern, neuer Überfall. Gegen diese Räuber verteidigen sich die Möwen in ganzen Schwärmen . . . Ununterbrochen schrillten in der Luft Schreie von Sieg und Triumph, Jörn und Dhmacht, Hunger und Satttheit.

Ungerührt strahlte der Himmel in ruhigem Blau. Und ebenso ruhig und teilnahmslos strahlte in durchsichtiger Bläue das Eismeer . . .

Am nächsten Tag fuhren beide aufs Meer. Ein leichter Landwind wehte. So segelten sie nach dem Fangplatz.

„Wundervoll ist das Meer heute! So möchte ich immer fahren, immer weiterfahren“, rief Wera begeistert. Sie ruhte be-

quem auf einer breiten Bank am Heck. „Und es ist doch gar nicht schwer zu steuern“, fügte sie hinzu, als sie sah, wie spielend leicht William das geblähte Segel auf die andere Seite warf und das Ruder bewegte, wodurch das Schiff scharf nach rechts wandte.

„Da wären wir also“, sagte William, machte das Hiftau los und ließ das Segel fallen. „Jetzt werden wir sehen, was für ein Gehilfe du bist.“

Bera setzte sich an die Riemen. Aber sie merkte, daß es keine so leichte Arbeit war, ein Boot auf der See zum erstenmal zu rudern, obgleich nur eine sanfte Dünung wogte.

„Nikolaj, ich weiß nicht, hier geht das nicht recht, und zu Hause auf dem Fluß habe ich so gut rudern können“, sagte sie erstaunt.

„Du mußt die Riemen gleichzeitig eintauchen, nicht zu tief. Ja, so. So ist's recht. Nur nicht zu hastig.“ Er bereitete sein Fanggerät vor, legte es auf die Steuerbordseite, damit er es leichter auswerfen könnte. „Wieder falsch. Warum gehorcht dir der linke nicht?“

„Die Riemen sind so schwer . . . Gleich wird es gehen . . . Ach, du . . .! Die Griffe sind zu dick, ich kann sie nicht gut halten. Na, was ist denn das?“ entschuldigte sie sich und wurde zornig. Ihr Gesicht wurde rot und schwitzte. Ihr Haar hing in wirren Zotten unter dem Südwester hervor.

William stand auf und warf, breitbeinig im Boot stehend, die Leine mit dem Gewicht aus.

„Gleichmäßiger, gleichmäßiger! Und nicht so hastig!“

Er begann die Grundangel auszulegen und ließ ruhig die zwei Werst lange Leine, an der die dünnen Angelleinen mit den beförderten Haken hingen, über Bord. Als Köder hatte er dicke Würmer genommen.

Wieder wurde das Boot bockig und fing an, mit dem Bug hin und her zu tanzen.

„Kurs halten! Sei doch nicht so kindisch! Das wirst du doch wohl noch können!“

Williams Stimme klang verärgert. Der Bug des Bootes brachte die Haken durcheinander und störte die ganze Linie der Angel.

„Nikolaj, ich kann nicht mehr, ich habe keine Kraft . . .“

Der linke Riemen glitt entweder flach übers Wasser oder tauchte fast senkrecht ein.

„Los, los! Wir können doch nicht mittendrin aufhören!“

„Meine Hände sind schon ganz wund.“ Wera hatte Tränen in den Augen.

Aber der Mann war unerbittlich.

„Noch ein wenig! Tauch doch die Riemen nicht so tief ein, zum Teufel noch mal!“

Endlich war der letzte Ring mit dem Schwimmer ausgeworfen. Nun konnte man ruhen.

„Na, leg die Riemen ein. Schluß ist's!“ Er setzte sich neben seine Frau. „Sei nicht böse. Du hast mir beinahe die ganze Angel verwickelt. Der ganze Fang wäre futsch gewesen . . . Aber die Hände . . . das macht nichts, die heilen wieder.“

„Ich habe nicht geglaubt, daß die Riemen so schwer sind. Ich bin noch nicht daran gewöhnt. Nächstes Mal wird's schon besser gehen“, antwortete Wera. Sie wollte ihrem Mann ein braver Gehilfe werden.

Die Grundangel wird erst nach sechs Stunden eingeholt. William legte sich auf den Boden des Bootes, legte den Kopf auf eine Faust und schnarchte schon eine Minute später. Sein Schlaf war gesund und ruhig, jeder Atemzug war voll Energie und Kraft. Sanft und zärtlich wiegte sich das Meer in der Glut des Mittags. Die nahe Küste mit dem weißen Haus sah wie ein beruhigender Zufluchtsort aus. Und aus dem hohen strahlenden Blau blickte freundlich die Sonne. Die Müdigkeit war von Wera abgefallen, der Schmerz in den Händen ließ nach. Wera lümmelte am Heck und blickte in die leuchtende Weite. Sie dachte darüber nach, ob ihr Leben sich so gestalten würde, wie sie beide es wünschten, ob es hier keine Schrecken geben würde und ob die Sehnsucht nach Menschen, die vor kurzem in

ihr aufgestammt war, vergehen würde. Jetzt war es so schön zu atmen, zu träumen, sich in der Sonne zu recken.

William erwachte, rieb sich verschlafene Augen und blinzelte in die Sonne und nach dem blinkenden Schwimmer der Angel.

„Es ist wohl an der Zeit. Es flutet schon. Vorwärts, rudere!“
Er stülpt den Südwestler fester auf den Kopf.

Mit hochgetrempelten Ärmeln steht William breitspurig da. In der Rechten hält er den „Schläger“ — einen scharfen Haken an kurzem Griff. Gleichmäßig bewegt sich das Boot beim Aufholen der Leine vorwärts. Wera muß nicht mit den Riemern arbeiten. Sie sitzt da und beobachtet.

Den Fisch sieht man schon unter Wasser. Zuerst blinkt etwas Weißes, Verschwommenes, als zöge man einen kleinen Mond herauf. Dann wird es silbern und länglich, etwas wirbelt in der Luft, und ein Fisch plumpst auf den lebenden metallisch schimmernden Haufen.

Kabeljau und Dorsch bleiben bis zum letzten Augenblick, da man sie über Bord holt, ruhig. Ebensovienig wehrt sich der flache Steinbutt, der wie ein geschwollener Pfannkuchen aussieht. Aber Kaulbaß und Barsch schlagen um sich, wollen sich losreißen. William faßt sie mit dem Schläger und reißt sie vom Haken. Auf dem Boden des Bootes schlagen sie weiter um sich und öffnen weit ihre Kiemen und blutenden Mäuler. Manchmal hört man einen gedämpften Schlürflaut — den Todeschrei eines Fisches.

Besonders vorsichtig muß man den Seewolf behandeln. Seine scharfen Zähne, die in einigen Reihen angeordnet sind, sind äußerst gefährlich. Sobald man nur ein wenig unachtsam ist, kann er einem ein paar Finger abbeißen oder sogar die Stiefelkappe zerfetzen. Die Haut dieses Fisches ist recht wertvoll, denn man kann sehr schöne Damenhandschuhe aus ihr machen.

Sobald ein Seewolf am Boot erscheint, schlägt William ihn mit dem Schläger über den Kopf, ehe er ihn auf den Haufen

wirft. Manchmal gibt er ihm zur Vorsicht noch einen Hieb mit dem Riemen.

„Nikolaj, wie grausam! Scheußlich . . .“

„Macht nichts. Wirst dich schon daran gewöhnen! Gib dem Barsch da einen Tritt, sonst springt er noch über Bord. Nur fest auf den Kopf!“

Er ist ruhig, spricht sachlich und schlicht und denkt, daß sie sich schon eingewöhnen wird. Sie wird noch alles lernen.

Manchmal hängen grellrote oder gelbe Seesterne an den Haken. Einige haben statt ihrer fünf Arme nur vier oder gar nur drei. Da hat sich auf dem Meeresboden ein Drama abgespielt. Bei einigen sind die fehlenden Arme schon halb nachgewachsen. Diese seltsamen Tiere haben die glückliche Fähigkeit, jedes im Kampf ums Dasein verlorene Glied wieder zu ersetzen. Manche Seesternearten können sogar einen abgetrennten Arm zu einem ganzen Tier ergänzen.

Manchmal sind auch „Seeteufel“ an den Haken gegangen. Sie haben hervorquellende Augen und breite Krötenmäuler mit nadelscharfen, beweglichen Zähnen. Unter der Unterlippe haben sie Tasträden, auf dem Rücken sechs Stacheln.

So sehr Wera die Seesterne gefallen, so sehr verabscheut sie die „Teufel“, bei deren Anblick sie Angst empfindet. Aber für William sind beide gleich. Er reißt die einen wie die andern ruhig vom Haken und wirft sie über Bord. Sie bringen keinen Nutzen, also fort mit ihnen . . .

Am Ufer arbeiten jetzt schon beide gleichmäßig. William handhabt das Messer nicht weniger geschickt als die Riemen. Unter seinen Händen hat jede Arbeit Flügel. Die Köpfe fliegen nach einer Seite, nach der andern das Fleisch, nach einer dritten die Lebern, jedes auf seinen Platz. William wischt seine Hände an der Schürze ab und zieht eine Schagpfeife aus der Tasche: es ist so schön, in einer Arbeitspause den Rauch einzuziehen, ihn durch die Nase auszublasen, in den fernen Horizont und den durchsichtig-glasklaren Himmel zu blicken.

Seltsame Gedanken und Vergleiche kommen einem da

manchmal: Einmal war er mit seiner Frau von der Jagd gekommen. Sie hatten an einem See einen Schwan und drei Wildgänse geschossen. Er, der große, breite, starke William mit seinen mächtigen Gliedern, und sie, die zarte, schwächliche Wera, beide von Kopf bis Fuß in Leder gehüllt, ganz allein in diesem wilden, wüsten Land, zwei fremde Wesen. Die waren wohl aus unbekannter Ferne hergekommen, das tote Gebiet zu erobern und zu bevölkern. Ein neuer Adam, eine neue Eva. Vor ihnen liegt eine neue Welt. Jede Bucht, jeder Fels, jedes Thal und jede kümmerliche fremde Polarpflanze treten vor sie hin wie vor den ersten Menschen und verlangen ihre Namen.

Sie kommen auf eine grüne Wiese. William wirft seine Last von der Schulter und legt sich ins Gras. Seine Frau setzt sich neben ihn. Ganz nahe ist ein Felshang, dahinter das weite neblige Meer. Der Lärm der Brandung tönt herüber. Um einen fernen Felsen sausen dichtgedrängte Schwärme der unruhigen Möwen durch die Luft. Unzählige Möwen sind dort. Man hört ihre schrillen lachenden und weinenden Stimmen bis hierher.

„Sieh doch, William, welch lärmendes Leben dort um den Vogelfelsen herrscht. Wir waren schon ein paar Male dort, und immer sind dort so viele. Die nisten dort wahrscheinlich.“

Er blickt auf den Felsen.

„Ja, die haben dort wohl irgendwo ihre Nester. Auch in der runden Bucht sind viele Vögel, aber meistens Taucher.“

„Wo ist die?“ fragt Wera.

„Hinter dem langen Sumpf. Erinnerst du dich? Wir waren neulich dort.“

„Ja, ja, ich erinnere mich. Dort in der Nähe ist ja der schwarze Stein, wo ich auf den Fuchs geschossen habe.“

William nickt.

Einige Minuten später zeigt sie ihm eine kleine Blume mit weißlichen, wolligen Haaren.

„Schau, was für eine schöne Blume ich da habe. Wie Seide ist das.“

Und seitdem sagen sie „Bogelfelsen“, „Runde Bucht“, „Schwarzer Stein“, „Seidenblume“.

Aber den ersten Namen, den sie bewusst geben, erhält der junge Mops, den ihnen der Kapitän geschenkt hat. In der Eile hat Lysjzenko vergessen, ihnen zu sagen, wie er heißt.

Lange denken sie nach, zählen Duzende von Hundennamen auf, aber keiner gefällt ihnen. Der Mops spielt zufrieden und satt zu Wera's Füßen, bemüht sich, seinen Schwanz zu haschen und bellt grimmig mit piepsender Stimme.

Auf einmal ruft Wera freudig: „Jetzt hab' ich's! Gerade der richtige Name für ihn: ‚Polar‘!“

William sieht Wera erstaunt an.

„Wie so findest du diesen Namen richtig?“

„Nun, er schaut aus wie ein junger Bär.“

„Nein, Wera, wir wollen lieber einen bescheideneren Namen suchen.“

„Purzel. Wie findest du das?“

„Schön, nennen wir ihn Purzel“, stimmt er zu.

Das alles fällt William jetzt ein, und er lacht auf. Man weiß wirklich nicht, warum einem manchmal so sonderbare Gedanken und Vergleiche kommen . . .

„Nun, Eva, sollten wir uns nicht schon um unsern Tee kümmern?“

William wirft das Messer, mit dem er die Fische spaltete, hin, reißt sich und sieht seine Frau mit gutmütigem Lächeln an.

„Wie hast du mich genannt?“ Sie blickt ihn scharf an.

„Habe ich dich denn nicht Wera genannt? Du bist doch wohl nicht auf eine andere Frau eifersüchtig? Das wäre ja lustig!“ Er lacht laut auf. „Also, gehen wir.“ Er legt seinen Arm um sie und führt sie ins Haus.

Die Nähmaschine rattert. Wera näht irgend etwas Ungewöhnliches. Sie näht und blickt aus dem Fenster: sie will nicht von William überrascht werden. Sie möchte nicht gern, daß er sieht, was sie macht. Ein sanftes, warmes Lächeln erhellt ihr

Gesicht. Ihre Arbeit geht ihr nicht recht von der Hand: sie kennt sie nicht, macht sie zum ersten Male. Sie näht Hemdchen und allerhand anderes für Es, das bald diese Räume mit seinem herrischen Geschrei erfüllen wird. Wie wird es sein, ruhig oder lebhaft? Und was wird es sein, ein Junge oder ein Mädel? Ich möchte gern ein Töchterchen haben. Mein liebes Mädelchen! Wie ein lichtiges freudebringendes Sternchen wirst du in mein Leben treten . . .

Sorgfältig legt sie die fertigen und halbfertigen Stücke zusammen und verbirgt sie ganz hinten in der Kommode, damit William sie nicht zufällig findet. Sie blickt aus dem Fenster, aufs Meer. Er wird wohl bald zurückkommen. Die See ist ruhig, die Sonne steht schon hoch.

„3. Juni.

Warum hat er mich heute Eva genannt?

Mein lieber Adam, ich bin nicht wie die sagenhafte Armutter Eva, die durch ihre leichtsinnige Tat das Schicksal der ganzen Menschheit verändert hat. Ich bin eine einfache kleine Frau, die von ihrer einfachen kleinen Liebe zu dir, du Großer, Starker, erfüllt ist. Ich habe nur einen Gedanken: wie könnte ich dir dein Leben verschönern und erleichtern? Ich lebe jetzt nur durch dich und für dich. Und für Es, das ich unter dem Herzen trage. Nur für euch beide, meine Lieben, lebe ich . . .

Wie schön war heute alles ringsum! Das Meer und die helle Nacht und der perlgraue Nebel. Wunderbar ist der Polarfrühling. Ich ging das Ufer entlang, das von der freudigen Frühlingssonne überflutet war, und sang. Und ich glaube, daß ich der Sonne und dem Meer sogar etwas zugeschrien habe. Hätte mich irgendein Tierchen belauscht oder ein Vogel bemerkt, ich hätte mich schrecklich geschämt. Ich will nicht, daß irgendwer denken könnte: Wie dumm hat ihr Frauenglück sie doch gemacht!“

„5. Juni.

Wenn er zu Hause ist oder auf dem Strand arbeitet, dann ist mein Herz ruhig. Dann kann ich mich an ihn schmiegen,

meine Augen schließen und an nichts denken. Wenn er bei mir ist, ist mir nicht bange. Denn er kann alles. Aber heute ist er aufs Meer hinausgefahren. Da quälten mich unruhige Gedanken. Vielleicht ist ihm ein Unglück geschehen. Dann bin ich allein, hilflos wie dieser kleine goldige Seehund, den er am Tage unserer Ankunft in der Bucht erschossen hat. Hilflos zapelte er auf dem Ufer, immer mehr schwanden seine Kräfte, seine Augen blickten stehend wie Menschenaugen . . . Der kurze Sommer wird bald vorüber sein, dann kommt der Herbst, dann der Winter mit seinen Stürmen, Unwettern und seiner ewigen Nacht. Vielleicht wird der Tag noch nicht ganz verschwunden sein, wenn es kommt, das wir beide so freudig und ungeduldig erwarten.“

In solchen quälenden Stunden verlor Wera oft ihre ganze Selbstbeherrschung, wußte nicht, was sie anfangen sollte, und hatte zu nichts Lust. Dann ging sie ans Fenster und blickte in die Ferne, ohne etwas zu sehen. Ihr ganzer Körper bebte wie im Fieber. Oder sie stand lange Zeit kerzengerade da, dachte an nichts und fühlte nur das Pochen des Blutes in ihren Schläfen. Und ihre Knie zitterten. Dann warf sie sich aufs Bett und vergrub ihr Gesicht in den Kissen.

Einmal fand sie William in diesem Zustand. Wie ein guter Freund setzte er sich neben sie.

„Sei nicht dumm, Wera. Tränen schaden uns hier nur, und du hast auch keinen Grund zum Weinen.“ Wie einem kleinen Kinde fuhr er ihr sanft übers Haar. „Geht es uns hier denn schlecht? Ringsumher ist Niemand, kein Mensch stört uns. Was wollen wir mehr haben?“

Die Frau schmiegte sich an ihn und jammerte wie ein kleines Kind.

„Mir ist so schwer zumute. Immer muß ich denken . . . Ich habe Angst.“

„An was denkst du? Wovor hast du Angst? Ich bin doch bei dir!“ William schaute ihr in die Augen. „Also, sag mir's doch.“

„Ich habe Angst um dich, wenn du aufs Meer fährst.“

„Dummheit! Denk nicht daran.“

„Und ich bin auch seinetwegen beunruhigt . . .“

„Wessentwegen?“

Wera schlug schamhaft die Augen nieder.

„Was wir erwarten . . . Die Winternacht. Die Kälte. Keine Hilfe . . . Ich habe Angst.“

„Das sind Dummheiten. Du regst dich ganz unnütz auf.“

Aber auch William wurde nachdenklich, und plötzlich blühte in ihm ein zartes väterliches Gefühl auf und erfüllte ihn mit freudiger Erregung. Einen Augenblick später sprach er schon mit so veränderter Stimme, als ob er aus dem Traume spräche.

„Wir haben Licht und Sauberkeit und alles, was sonst nötig ist. Die Nacht wird vorübergehen, ehe man sie bemerkt. Und dann wird die Sonne kommen . . . Viel Sonne . . . Und die weiten Schneefelder hier sind sehr schön. Weißt du, der Schnee schimmert hier im Februar ganz rosig. Weil da die Sonne noch niedrig steht. Manchmal wird er auch grünlich . . . Hörst du überhaupt zu? . . . Ich werde Fuchsfallen aufstellen. Ihr Fell ist weich und warm, besser als ein Daunenbett. Übrigens habe ich eine Stelle gefunden, wo es Eiderenten gibt. Für das Bettchen kann man auch Eiderdaunen . . . Wera! Weruffja! . . . Im Frühjahr werde ich zu den Lappen gehen und drei Rentiere mitbringen: einen Bullen und zwei Kühe . . . wegen der Milch. Verstehst du?“

Über Weras Wangen strömten Tränen — dankbare Muttertränen.

Nikolaj, was machst du?"

Wera stand in der Tür des Schuppens und sah ihrem Mann zu, wie er tischlerte. Er blickte auf die glattgehobelten Hölzer und dachte nach, was er ihr antworten sollte. Dann sprach er zögernd: „Ich will eine Steige machen. Einige Lebensmittel muß man in frischer Luft aufbewahren. Verstehst du?“

Wera nickte, zum Zeichen, daß sie verstanden hatte, und ging fort. William dachte: „Hat sie mir's nun geglaubt oder nicht?“ Wozu sollte er Lebensmittel in frischer Luft in einer Steige aufbewahren? Etwas Dümmeres hätte ihm gar nicht einfallen können . . . Aber es macht nichts. Sie hat es ja wohl nicht bemerkt.

Er hobelte weiter. Dann nahm er Maß, sägte und hämmerte. Endlich war alles fertig. Nur die gebogenen Rufen zum Schaukeln und Schieben der Wiege fehlten noch. Wunderschön ist die Wiege geworden. Nun hast du einen Platz, junger William, neuer Bürger des Nordlands! Von hier, durch diese Fensterchen, wirst du die Welt sehen. Wirst du sie kennenlernen . . .

William legte sein Werkzeug in eine Ecke und deckte es mit Seehundsfell zu. Dann versperrte er den Schuppen. Es war Zeit, Tee zu trinken . . .

Heute war die Sonne zum erstenmal ins Meer getaucht und erfrischt und sauber wieder herausgekommen. Der Nebel schwebte in weichen, roßigen Mäuschen und zerfloß langsam. Der erste Sommermorgen erwachte. William war auf eine ferne Sandbank auf die Jagd gegangen. Wera spülte in dem Bächlein hinter dem Hause die Wäsche. Es war Ebbe. Geschäftig schreiend sausten die Möwen über dem trockenen kiesbesäten Strand durch die Luft. Auf einem dicken, härtigen Findlingsblock saß ein großer Vogel und suchte sorgsam nach Weichtieren, die im Seetang hängengeblieben waren

Wera legte die Wäsche in den Korb und ging langsam über den Pfad nach Hause. Sie wohnten noch gar nicht lange hier, aber einen Pfad hatten sie sich schon ausgetreten! Besonders William. Sein Schritt ist schwer, und seine Absätze sind mit großen Nägeln beschlagen. Sie stieg den Abhang hinauf. Die schwere nasse Wäsche drückte auf ihre Schulter. Sie mußte sich ein wenig ausruhen und setzte sich auf einen Stein. William würde wohl spät zurückkehren. In der letzten Zeit kam er immer so spät.

Ein großer Vogel schwebte in schönem Gleitflug vorüber. Vielleicht war es der, der auf dem Findling gewesen war. Sein Schatten schwamm das Ufer entlang. Im Westen schimmerte, fast am Horizont, ein durchsichtiges graues Wölkchen.

„Ach, könnte ich doch nur einmal dort hinter das Blau kommen, und wäre es auch nur für einen Tag, für eine Stunde . . .“

Dieser Gedanke war ganz plötzlich aufgetaucht, und schon hatte er sie ganz ergriffen. Sie war ganz erfüllt von schmerzlicher Sehnsucht. Hinter diesem blauen Streifen gibt es Länder und Menschen. Tausende von Menschen . . . Und hier nur tote Felsen und das öde Meer. Ist denn die Ferne für sie gestorben? Soll sie sie nie wiedersehen? Soll ihr ganzes Leben hier an dieser Küste vergehen?

Hastig bückte sie sich zum Korb. Sie muß nach Hause, die Wäsche aufhängen, die Jacke des Mannes flicken und die Grundangel in Ordnung bringen. Sie hat keine Zeit zum Faulenzen. „Tränen schaden uns hier nur . . .“ Scharf bohren diese Worte Williams in ihrem Hirn. Sie hob ihre Last, aber ihre Füße zitterten, und das Blut pochte in ihrer linken Schläfe. Sie setzte sich auf einen Stein. „Ich sitze hier nur ein wenig, ich werde ja gleich gehen. Nur daß mein Herz sich beruhigt . . .“

Die Wolke im Westen wurde größer und stieg über dem Horizont empor. Die graue Seide des Meeres war zerknittert. Dunkle Wogenreihen krochen heran.

Wera sah unruhig auf den fernen Felsen, wohin ihr Mann

des Morgens gefahren war. Was machte er dort? Würde er bald zurückkehren?

Der Wind blies stoßweise, und die Stöße wurden immer stärker. Herden weißer Schafe strömten auf den Strand los, blökten jammernd, wandten sich um und stürzten wieder zurück ins Meer. Und ihnen entgegen jagten neue Herden. Links tauchte plötzlich hinter einem Felsen ein Schiff auf. Erregt erhob sie sich. Vielleicht war das der „Donner“ mit Kapitän Lysjzenko! Wenn er es wäre!

Schwer stampfte der Kumpf von einer Woge auf die andere. Zwei Masten stachen abwechselnd in den Himmel. Wera konnte ihre Augen nicht von der frischgemalten Bordwand und der hohen Kommandobrücke abwenden . . . Wirklich, er ist es! Ihre Angst um den Mann ist verflogen. Sie denkt nicht einmal an ihn . . . Die freudige Überraschung näherte sich der Bucht. Erregt stand sie da und suchte mit den Augen die bekannte Brücke ab.

Der Wind zerrte an ihrem Rock, zerzauste ihr Haar. Sie stand da und schaute.

Nun hatte das Schiff gestoppt, drehte bei, warf ein klägliches Sirenenheulen ans Ufer und — fuhr plötzlich weiter. Aus dem Schornstein quoll dicker, schwarzer Rauch. Seinen Bug in weißen Schaum grabend nahm es Kurs nach Osten.

Wera fühlte so unerträgliches Mitleid mit sich selbst, als ob man sie an diese öde Küste ausgesetzt hätte. Sie wollte dem Schiff nachschreien, heulen. Es schien ihr, als wäre mit ihm ihre letzte Hoffnung fortgeschwommen und würde nie wiederkehren. Mühsam, wie eine alte Frau, hob sie den Korb und ging langsam und gebückt ins Haus. Sie fühlte nicht, daß das Wasser ihr in dünnen Bächlein den Rücken hinunterfloß . . .

William besserte sein Boot aus. Vor einigen Tagen hatte ein Stein ihm den Boden durchstoßen und an zwei Stellen die Bordwand eingedrückt. Jetzt flickte er es und kalfaterte es neu. Neben ihm kochte über einem Feuer Teer. In seiner Nähe rollte

Wera die Grundangel auf. Am nächsten Tage wollten sie wieder aufs Meer fahren.

„Nikolaj, ich möchte gern, daß es ein Mädchen wird“, sagte Wera, als sie die erste Angelschnur gerollt hatte. „Und ich fühle auch, daß es eines wird. Wie wird es heißen?“

William blieb der erhobene Hammer in der Luft stecken. Mit großen Augen sah er seine Frau an.

„Ein Mädchen, sagst du? Wie kommst du auf diesen Gedanken?“

Er ließ den Hammer fallen, richtete sich auf und zog seine Pfeife aus der Brusttasche.

„Ich weiß nicht. Ich glaube es eben“, antwortete leise seine Frau.

William sog an seiner Pfeife und spuckte aus.

„Hm, ein Mädchen. Eine freudige Nachricht, nichts zu sagen!“ Er schwieg eine Zeitlang. Dann spuckte er nochmals durch die Zähne. „Ich glaube aber, daß es ganz bestimmt ein Junge wird. Jawohl. Er wird Semjon heißen, wie sein Großvater.“

„Ich möchte doch ein Mädchen haben“, sprach Wera langsam und bestimmt weiter. „Wenn es groß sein wird, werde ich eine Hilfe haben. Und wir beide werden Zeit haben für unsere Gedanken.“

William nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Hier soll man keine Gedanken haben, verstehst du? Hier muß man arbeiten. Hier werden kräftige Hände und eine urwüchsigte Gesundheit am höchsten gewertet. Und das hat nur ein Mann. Ich brauche notwendiger eine Hilfe, viel notwendiger“, sagte er mit erhobener, ein wenig gereizter Stimme.

Eine Zeitlang arbeiteten beide schweigend. Das war ihr erster Streit gewesen, und Wera hatte einen bitteren Nachgeschmack davon behalten. William sah seine Frau über die Schulter an. Weinte sie? Bedächtig ging er zu ihr und schaute ihr ins Gesicht.

„Was ist mit dir los, mein Dummchen? Ach, diese Weiber! Es ist schwer, mit euch zu sprechen.“

Wera schwieg und wick seinem Blick aus. Er nahm sie in die Arme.

„Sei nicht böse. Wir dürfen nicht streiten. Ganz gleich, was es wird — es wird uns nahe und lieb sein. Ehe die Zeit kommt, sollten wir nicht daran denken.“

„Schau, ein Boot“, rief Wera erregt und machte sich frei.

„Wirklich, ein Boot“, bestätigte William. „Wer kann das sein? Wohl irgendein Nachbar. Sehr schön.“

Beide gingen eilig und freudig zum Abhang. Bald kamen zwei Männer und eine Frau ans Ufer. Der Ältere reichte William die Hand und sagte: „Schon im Frühjahr haben wir gehört, daß sich hier jemand angesiedelt hat. Jetzt wollten wir euch besuchen. Wir haben auch ein Geschäft zu besprechen. Wir sind sozusagen eure Nachbarn, so 'n bißchen mehr als dreißig Meilen die Küste aufwärts.“

Der Mann, der gesprochen hatte, war hager und sehnig und hatte einen struppigen roten Bart. Er war ungefähr sechzig Jahre alt. Er hatte einen seltsamen Namen: Ambrossi. William und Wera luden die Fremden gastfreundlich ins Haus ein.

„Ihr habt euch nicht schlecht eingerichtet. Man sieht, daß du ein guter Wirt bist. Hast alles fleißig gemacht. Händler haben mir gesagt, daß sich hier wer aus der Stadt angesiedelt hat. So eine Art Abenteurer. Aber du bist ja richtig.“ Und der Gast klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. „Und ein bißchen Kraft hast du ja auch und weißt, wie man ein Ding geschickt anpackt. Das ist gut. Und der Fang ist hier auch gut.“

„Dankel Ambrossi, die haben ein Badehaus. So was sollten wir uns auch bauen“, sagte der junge Mann. „Arinia, komm, schauen wir uns das an.“

Und beide gingen, das Badehaus anzusehen.

William erzählte dem Alten, wie er sein Haus gebaut und seine Wirtschaft eingerichtet hatte. Ambrossi lobte ihn herablassend und sachverständig.

„Sehr gut, sehr gut! Bist ein feiner Kerl. Man sieht, daß alles mit Verstand und für die Dauer gemacht ist. Gott schütze

dich. Es werden bald vierzig Jahre sein, daß ich hier lebe. Und es geht mir ganz gut. Das ist mein Neffe, sie ist seine Frau. Fünf Jahre sind sie verheiratet.“

Beim Tee erzählte der Alte, wie er hierher gekommen war. Mehr als dreißig Jahre lang war er im Frühling und im Sommer an die Murmanküste und auf die vorliegenden Inseln zum Fang gekommen. Den Winter hatte er an der Dwina verbracht. Aber jetzt lebte er schon seit acht Jahren dauernd hier.

„Nacht nichts. Man kann leben. Gott vergift uns nicht, der Fang ist gut. Nikitka, weißt du, weshalb wir hergekommen sind?“

Nikitka, ein breitschultriger Bursch mit stumpfem Blick und verletztem rechtem Ohrläppchen, antwortete heiser: „Na, weißt du selbst es vielleicht nicht mehr? Wirst's doch wohl wissen!“

„Sohlleder wollten wir haben, und was noch?“

„Haken.“

„Richtig. Noch Haken für die Grundangel. In der Stadt bestellen — das dauert zu lange. Und in der Faktorei gibt's keine mehr. Also, Nikolaj Petrowitsch, wenn du welche übrig hast, rette uns. Wenn du etwas brauchen wirst, werden wir dir auch ausshelfen.“

„Also, ein bißchen . . . 's wird sich schon was finden“, antwortete William und freute sich, seinen Nachbarn helfen zu können. Einen Nachbarn kann man immer brauchen.

Nikolaj und Wera begleiteten ihre Gäste bis zur Bucht und baten sie, wiederzukommen. Die Fremden luden sie ihrerseits ein. William half ihnen, vom Ufer freizukommen. Aber als das Boot sich in Bewegung setzte, hörte er einige Worte, die ihn sehr verstimmt. Arinia sagte nämlich ihrem Mann: „Was ist das für ein plumper, haariger Kerl. Ein echter Affe. So was hätte ich nie geheiratet.“

Als William ins Haus kam, betrachtete er sich aufmerksam im Spiegel. „Du hast einen schlechten Geschmack, meine Liebe“, dachte er selbstzufrieden. Aber er rasierte an diesem Tage seinen Bart ab. Seine Frau fand ihn glattrasiert „viel interessanter“.

Die Nächte wurden länger. Sie waren weiß, mit einem schimmernden milchig-nebligen Licht, das sanft hinter dem Horizont hervorquoll. Aber von Mal zu Mal wurden sie dunkler, als ob jemand mit einem großen Messer immer eine Scheibe Tag abschnitte. Alle vierundzwanzig Stunden immer mehr. Manchmal wehte schneidender Ostwind.

Wera sprach nun öfter mit ihrem Mann über das, was ihr Innerstes erregte. Sie klagte öfter über Angstzustände, die sie plötzlich überfielen. Sie hatte Angst um ihren Mann, um sich, am meisten aber um das, was sie jetzt so deutlich unter ihrem Herzen fühlte. Es machte ihr Freude, in der Stille der Einsamkeit zu lauschen und das ihr so liebe neue Leben, das leise klopfte, zu spüren. Und plötzlich erstarrte sie vor Angst — vor einem plötzlichen Windstoß, vor einem Vogelschrei oder einem aufflammenden Gedanken. Sie hatte Angst vor der nahenden Zweimonatsnacht, vor der Kälte und der Einsamkeit.

William ging jetzt selten auf den Fang. Jetzt blies der Nordost, und kurze Windstillen wurden schnell von langen Stürmen abgelöst. Außerdem wollte er seine Frau nicht allein lassen. Er besserte den vom Sturm beschädigten Schuppen aus. Machte ein Dach, unter dem man die großen Geräte im Winter unterbringen könnte, und bereitete Holz vor. Das alles machte er wie ein bedächtiger, liebevoller Hausherr. Am Ufer standen einige Reihen verschlossener Fässer mit Kabeljau, die zum Versand fertig waren. Der Fang war gut gewesen. William war sehr zufrieden.

Vor Schluß der Schifffahrt kam das langerwartete Schiff von der Faktorei. Auf das laute Heulen der Sirene liefen beide rasch aus dem Haus. Ein Boot mit acht Riemen fuhr ans Ufer.

Während man die Fässer ver lud und William ein geschäftliches Gespräch mit dem Käufer führte, blickte Wera sehnsüchtig auf die Leute, die auf dem Schiffsdeck auf und ab gingen. Dann sah sie durchs Fernglas auf die Kommandobrücke. Dort stand gleichmütig ein unbekannter Mann. Fremde, aber nette Mens

schen. Ach, könnte sie zu ihnen . . . Bei ihnen sein . . . Nein, jetzt geht das nicht.

Der Dampfer heulte lang und kläglich und drehte nach Osten ab, zu einer andern Welt, wo es Städte und Menschen gibt.

Der Tag war jetzt so kurz, daß Wera kaum Zeit hatte, den Spaziergang zum Vogelfelsen zu machen. Diese Spaziergänge brauchte sie. Aber am meisten sehnte sie sich nach der Sonne. Wenn sie doch nur schiene! Der Tag war grau, ein grauer Spalt zwischen zwei schwarzen Mauern. Die Sonne selbst war schon verschwunden.

Immer näher zueinander rückten die beiden eisigen Mauern der Polarnacht. Der Spalt des Tages wurde immer schmaler. Wurde eine ganz winzige Ritze. Im Hause brannte ununterbrochen eine Tranlampe — ein Docht, der in Seehunds Fett schwamm. Und immer herrschte Halbdunkel.

Draußen heulten in der Finsternis unaufhörlich die Winde. Das Meer stöhnte. Hier stöhnt und klagt es den ganzen Winter hindurch, denn an dieser Küste fließt ein breiter Arm des Golfstromes entlang.

Wera konnte nicht mehr spazierengehen. Sie lag auf dem Bett und atmete schwer und stoßweise. William kochte schon den dritten Tag.

„Und wenn es wirklich ein Mädchen wird?“ Dieser Gedanke beunruhigte ihn, als er mit den Kochtöpfen hantierte. „Das wäre ein schlechter Wit!“

„Die Hirse mußt du dreimal auswaschen“, sagte ihm seine Frau halblaut.

„Ja, ja, das habe ich gemacht. Ich weiß . . .“ „Wenn es aber ein Junge wird, hoho! Wunderbar! Ganz der Papa . . . Ein strammer Kerl! Ein echter William . . . Mit dem könnte man was anfangen!“

William schob die Töpfe im Backrohr hin und her. Einen warf er um, der ganze Inhalt floß ins Feuer. Aber nicht weil William ungeschickt war, nein, er war sonst geschickter als eine Köchin, sondern weil er zu sehr in seine Gedanken vertieft war . . .

„Dummes Geschirr: wenn man es mit dem Feuerhaken nur berührt, fällt es schon um“, dachte William wütend.

Wera denkt nicht mehr nach, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird. Sie hat keine Zeit mehr dazu. Sie hat Schmerzen, stöhnt.

„Nikolaj, setz dich zu mir.“

William kommt aus der Küche.

„Meine Suppe kocht.“

„Setz dich zu mir. Ich fürchte mich so.“

Er wischt die angelaufene Fensterscheibe ab, um auf den Himmel zu schauen. Eben schimmert noch schwach das letzte Tageslicht.

Plötzlich schreit die Frau auf. Ihr ganzer Körper zuckt.

„Wera! Weruffja! Ich werde dir Tee bringen. Oder willst du die Pulver? Soll ich vielleicht die Petroleumlampe anzünden?“

Wera schweigt eine Zeitlang und atmet schwer.

„Ich brauche nichts“, sagt sie endlich. „Gib mir die Hand... Was heult dort hinter dem Fenster? Sind das nicht Wölfe?“

„Das ist der Wind. Der Schneesturm geht los.“

„Ich habe heute schlecht geträumt. Ich fürchte, daß etwas geschehen wird.“

„Beruhige dich, alles wird gut gehen. Es kann uns nichts Schreckliches geschehen.“

„Nikolaj, ich habe Schmerzen... Als ob mein Leib mit Zangen zerrissen würde... Wasser... Kaltes Wasser!“

William bringt ihr ein Glas Wasser. Sie trinkt in kurzen Schlücken, verschüttet einen Teil des Wassers. Ihre Zähne klappern gegen das Glas. Ihre Stirn bedeckt sich mit kaltem Schweiß.

„Hörst du?“

„Ich höre nichts.“

„Hör doch, da stöhnt jemand. Dort erfrieren Menschen. Nikolaj, Menschen erfrieren!“

„Nein, das Meer brüllt.“

„Das Meer? Wird es nicht bis zu uns kommen? Werden wir nicht ertrinken? . . .“

Wera liegt im Halbschlaf. William steht wieder am Herd. Er muß in die halbverdampfte Suppe Wasser schütten. Auch das Feuer geht schon aus. Da bringt plötzlich aus dem Zimmer durchdringender Frauenschrei. Entsetzt stürzt William zu seiner Frau. Sie schlägt um sich. Und er steht aufgeregt mitten im Zimmer. Seine Hände zittern. Zum erstenmal in seinem Leben weiß er nicht, was er tun soll. Mit einem schwachen Neigen des Kopfes ruft ihn Wera zu sich und haucht nur ein Wort.

Ein wenig später bewegt sich in großen, rauhen Männerhänden ein winziger Körper und stößt seinen ersten Schrei aus.

Wie schön! Wie herrlich! William zerfließt in strahlendem Freudenlächeln.

Sein Wunsch ist erfüllt . . .

Im Hause lebt ein neuer Mensch — Sjomotschka, oder richtig Ssemjon Nikolajewitsch William, ein Bürger des Nordlands. Seit zweieinhalb Jahren herrscht er unbeschränkt über das ganze Haus. Komisch unbeholfen läuft Sjomotschka durch alle drei Zimmer und erfüllt sie mit lärmend-fröhlichem Leben. Am Fenster rattert die Mutter mit der Nähmaschine. Er kriecht auf den Tisch, auf dem sie näht, und geht mit dem Stoff nach seiner Art um.

„Sjomotschka, du störst mich. Ich mache dir ein Hemdchen. Faß es nicht an, Liebling.“

„Ich will bloßes Hemd wie Papa“, schreit Sjomoma und kriecht in die Mitte des Tisches.

„Was willst du?“

„Dib Sä—le.“

„Das heißt Sche—re!“

„Schä—le!“

Die Mutter lacht zufrieden.

„Du darfst sie nicht nehmen, du wirst dich schneiden. Du bist noch zu klein.“

„Ich dloß“, beharrt der Junge, fällt vom Schemel und weint.

„Aber, aber, es wird schon wieder gut“, beruhigt sie ihn, als sie sieht, daß ihm nichts geschehen ist.

„Sämel umdefallen“, klagt der Kleine unter Tränen.

Atemlos läuft die Maschine. Hinter dem Fenster strahlt alles: das blaue Meer, der blaue Himmel und der goldene Glanz der Sonne.

Bera ist froh zumute, ihre Gedanken sind ungetrübt: alles Schwere und Schreckliche liegt hinter ihr. Jetzt kann sie sich kaum mehr vorstellen, wie die beiden letzten Jahre verfloßen sind. Wieviel Kraft und Tränen sie sie gekostet haben. Wieviel Sehnsuchtsqualen und Herzweh! Die erste Polarnacht mit ihren Frösten und Stürmen wird sie nie vergessen. Nur das

gesund, seit Generationen von den Winden des Nordens abgehärtete väterliche Blut hatte dem Kleinen geholfen, die erste harte Zeit zu überstehen. Jetzt geht er mit festen Tritten durchs Zimmer — ganz wie sein Vater. Und singt. Vom Vater hat er auch den großen Kopf und die mächtige Stirn. Aber die blauen Augen, die hat er von der Mutter.

„Ssjomotschka, hast du Hunger? Bist du müde, mein Junge?“

„Ich will See fahlen“, sagt er ernst und geht zum Fenster. Gewichtig und fröhlich tritt William über die Schwelle.

„Grüß' Gott! Schönes Wetter heute! Nun, mein Junge, wie geht's dir?“ Er nimmt ihn auf die Arme und wirft ihn in die Höhe. „Du wirst ein echter Seebär werden! Ein strammer Kerl!“

Behaglich trinken sie Tee, sprechen über die Wirtschaft und unterhalten sich fröhlich und zärtlich mit dem Kleinen. Durch das offene Fenster dringt der Geruch des Meeres und des gesalzenen Kabeljaus. Die Flut rauscht in eintönigem, trübsinnigem Rhythmus. William wendet sich an seine Frau: „Dieses Jahr wird der Fang nicht gut ausfallen. Viel schlechter als im Vorjahr. Auf der Bank hier ist lauter kleines Zeug.“

Wera hört schweigend zu und liebkost den kleinen Jungen, der sich an ihre Knie schmiegt. Jetzt fährt sie beinahe nie mehr auf Fang aus. Ihr Mann fischt allein ‚aufs Aufhaken‘. Die Grundangel kann er allein nicht auslegen.

„Wenn morgen guter Wind ist, will ich weiter hinausfahren. Sedenfalls mach mir mehr Brot zurecht.“

Weras Herz krampft sich ängstlich zusammen. Man sollte versuchen, ihm das auszureden.

Vorsichtig sagt sie: „Wenn hier wenig Fische sind, werden dort auch nicht mehr sein. Das ist überall das gleiche.“ Und nach einer kleinen Weile wendet sie noch ein erprobtes Mittel an. Sie sagt wie zufällig: „Ssjoma hat heute über Kopfschmerz geklagt.“

William blickt rasch auf.

„Was ist mit ihm? Wann war das?“

„Heute morgen. Ich weiß nicht, was er hat. Vielleicht hat er sich erkältet.“

William zieht seinen Sohn an sich.

„Seine Temperatur scheint normal zu sein.“

„Papi, spiel Ditalle!“ schlägt das Söhnchen vor.

Die Mutter nimmt es vom Vater fort.

„Kindchen, Papa hat keine Zeit, er muß gleich an die Arbeit gehen. Wenn er zurückkommt, wird er Gitarre spielen.“

Vor dem Hause stampfen drei Rentiere. Ihre Zeit ist gekommen, jetzt warten sie auf das Futter. Die beiden Kühe mit den sanften, zärtlichen Augen schauen auf das Jauntor: kommt denn die Hausfrau noch nicht mit dem Stück Brot? Der Bulle steht abseits auf einem Hügel. Seine Beine sind sehnig, sein Fell ist wie rauchgraue Seide. Er hebt seinen Kopf mit dem breiten, starkverzweigten Geweih und röhrt fröhlich die Mittagssonne an, als ob er sie grüßen wollte.

Wera und Esjoma treten auf den Vorbau. Die Tiere strecken ihnen bittend die Köpfe entgegen, die nassen weichen Lippen untersuchen ihre Hände. Der Bulle nähert sich langsam und gravitatisch, ohne seinen Kopf zu senken.

„Mischka, Mischka, da nimm!“

Wera streckt ihm ein Stück Brot hin.

Er nimmt es ohne Gier, gleichsam nur aus Höflichkeit, und geht langsam und gravitatisch, wie er gekommen war, wieder fort.

Die Rentiere weiden hier in der Nähe des Hauses auf den grünen Moosflecken, die von Felsen umgeben sind und auf denen Riesenblöcke liegen.

Jrgendwann einmal vor Millionen Jahren, als unterirdische Kräfte die Erde erschütterten, wurden diese Granitblöcke aus dem Erdinnern ausgespien. Und so sind sie liegengeblieben. Manche ragen empor wie kahle, geschwärzte Pfosten, andere sind mit einer dünnen Erdschicht bedeckt und mit Gras und Moos bewachsen. Fast überall, wohin das Auge blickt, liegen diese uralten toten Blöcke, auf denen nur hier und da ein grünes Fleckchen ist. Weiß schimmern die Sternchen der Bucher:

blume, gelb der Hahnenfuß, und über die Erde kriechen, sich mit den Zweigen fest in sie klammernd, Polarweide und Birke. Ihre Blätter sind nicht größer als ein Kürbiskern. Und mitten in diesem „Walde“ steht manchmal ein Birkenpilz, der oft dreimal höher als die Birken ist. Und auf den Abhängen auf der Sonnenseite wachsen üppig Blaue und Torfbeeren.

Wera geht öfters dorthin, Beeren zu sammeln. Es ist nicht weit vom Hause. Essjoma sammelt auch und beschmiert sich Hände, Lippen und Hemdchen. Beide sind fröhlich: es ist ja so viel Sonne da, und dieser blaue Himmel und die zärtlich-blaue Weite des Meeres! Und zu ihren Füßen das weiche duftige Grün und die guten Beeren! . . .

Zu Beginn des Herbstes ankerte auf der Reede in der Bucht ein Dampfer und heulte rufend mit heiserer, tiefer Stimme. Aus einem Motorboot stiegen Kapitän Lyssjenko und Kostrizin, ein Küstenjäger, mit vier Hunden ans Ufer.

William freute sich über die Hunde mehr als über die Ankunft seiner Freunde. Er hatte Kostrizin schon vor langer Zeit den Auftrag gegeben, sie zu kaufen. Nun streichelte er sie mit knabenhafter Freude und fragte nach ihrer Abstammung und ihrem Charakter.

Sie hatten eben Zeit, im Hause eine Flasche Wein, die der Kapitän mitgebracht hatte, zu leeren und einige hastige Sätze zu sprechen, da war es schon Zeit zur Abfahrt.

Lyssjenko ging neben Wera. Sie sprach über ihren Sohn, ihren Haushalt und die Kleinigkeiten des Alltags. Er wollte sie das Wichtigste fragen, das ihm am meisten auf dem Herzen lag, aber anfangs zögerte er, und dann war es zu spät. Sie waren schon am Ufer. Und dieses Wichtigste war die Frage, ob es ihr nicht leid täte, daß sie sich diesem Leben geweiht habe, diesem einsamen, schrecklichen, primitiven Leben. Vielleicht war das Gefühl, das sie veranlaßt hatte, die menschliche Gesellschaft und ein kultiviertes Leben und noch vieles andere aufzugeben, vielleicht war dieses Gefühl zu William schon verraucht? Dann . . . Dann ließe sich vielleicht alles ändern . . .

Lyssjenko hatte das nicht gefragt. Und jetzt konnte er es nicht mehr fragen. Vor ihm stand William, groß, mit ein wenig vor geneigten mächtigen Schultern, und sah ihm fröhlich ins Gesicht.

„Nun, Kapitän, haben Sie Ihren Dienst zum Teufel, nehmen Sie sich eine Frau und kommen Sie hierher, werden Sie mein Nachbar! Wir werden zwei Paare sein, Kinder in die Welt setzen und das Land hier bevölkern!“

Ein leichtes Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln und seinen halbzugekniffenen Augen. Seine breite Stirn mit den vorstehenden Jochbeinen war von scharfen Falten durchzogen. Und auch auf seiner Nasenwurzel lagen düstere Runzeln.

Lyssjenko hielt seinem Blick stand, wurde aber, ohne selbst zu wissen, warum, ganz verlegen. Aber sofort raffte er sich auf und antwortete scherzend: „Ein ganz vernünftiger Vorschlag. Ich will noch darüber nachdenken. Es sind eigentlich zu wenig Menschen hier. Ich weiß nicht recht, woher ich da die Frau nehme.“

Sein Blick streifte flüchtig Wera. Sie blickte aufs Meer.

Als sie zum Wasser kamen, drückte Lyssjenko fest Williams Hand, beugte sich dann tief über die kleine, einsimale so schöne und nun so abgearbeitete Hand Weras, stieg dann auf einen Stein und sprang ein wenig kokett ins Boot.

„Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“

Wera stieg den Abhang hinauf. Das Rattern des Motors drang nur noch abgerissen zu ihr. Jemand winkte ihr mit einer Mütze. Aber sie konnte nicht mehr erkennen, wer es war. Eine Sehnsucht, eine unerträgliche Sehnsucht nach dem andern Leben, nach Menschen ergriff sie . . . Alles hätte doch ganz anders werden können . . . Kapitän Lyssjenko . . . Wie schade um ihn, diesen prächtigen Menschen . . .

William legte zärtlich-besorgt seinen Arm um die Hüfte seiner Frau.

„Gehen wir. Unser Junge ist sicher schon aufgewacht.“

Müde und schweigend wandte sich Wera dem Hause zu.

Williams Boot verschwindet im blauen Dunst des Mittags hinter dem Felsenkap. Der Junge atmet ruhig in seinem Bettchen. Wera sitzt am Tisch. Auf dem Tisch liegt ein Paket Briefe, das der Kapitän mitgebracht hat. Die Briefe sind von drüben, aus der andern Welt. Wera nimmt einen davon in die Hand. Ihre ältere Schwester schreibt ihr: „Meine liebe Werussja! Soeben sind wir aus der Sommerfrische zurückgekehrt. Das Wetter ist noch wundervoll warm, aber die Bäume leuchten schon in Gold und Purpur. Besonders schön waren sie bei unserm Landhaus. Erinnerst Du Dich noch an die alte Birke auf dem Hügel? Sie brennt geradezu. Der Esen grünt noch, und auf den Beeten blühen noch einige Georginen. Dieses Jahr haben wir sehr, sehr viele Blumen gehabt. Die Tante und Olga haben dafür gesorgt. Den ganzen Sommer lang haben sie auf Dich gewartet, haben mit mir gewettet, daß Du kommen wirst. Aber ich war fest davon überzeugt, daß Dein Mann Dich nicht fortlassen würde. Ich mag ihn nicht, wirklich nicht. Sage ihm, daß ich ihn nicht mag!

In Moskau sind die Theater schon eröffnet, auch zwei Konzerte sind schon angekündigt: ein Sinfoniekonzert und das eines deutschen Geigers; den Namen habe ich augenblicklich vergessen. Ich habe für beide Karten genommen. Olga und ich haben für die große Oper und das Künstlertheater Abonnements . . . Wie schade, daß Du nicht herkommen kannst. Wir beide hätten uns das Schönste angesehen und angehört . . .“

Wera liest den Brief nicht zu Ende, legt ihn zur Seite und schließt die Augen. Ihre Kehle krampft sich voll Bitterkeit zusammen. Sie steht auf, hält den Kopf hoch, geht mit mühsamen, steifen Schritten zum Bettchen ihres schlafenden Sohnes, beugt sich über ihn und küßt ihn. Dann geht sie ebenso langsam wieder zum Tisch zurück. In ihrem Tagebuch liest sie einst geschriebene Zeilen, deren Tinte schon verblichen ist. Da hat sie über Kapitän Lyssjento geschrieben:

„Gestern abend ging ich mit Kapitän L. im Stadtpark spazieren. Er hatte mich dringend um dieses Stelldichein gebeten.

Ich wollte nicht, aber er tat mir leid, und so gab ich nach. In der letzten Zeit ist seine Aufmerksamkeit und seine unterdrückte, gleichsam schuld bewusste Liebe mir geradezu lästig geworden. Welch ein Unterschied ist zwischen ihm und William! Der hat nicht geseht, mir nicht tief in die Augen geblickt, nicht geseufzt. Als er mir vom Überfluß seiner Gefühle gab, tat er das, als erwiese er mir eine Wohlthat. „Siehst du, wie reich ich bin? Es kostet mich nichts, dir meine Aufmerksamkeit zu schenken . . . Aber komm her und nimm schnell, sonst kommen andere!“ Und ich freute mich, daß ich diesen seinen Überfluß bekam. Ich schlug das Große, das mir wie ein Opfer dargeboten wurde, ab und streckte meine Hand gierig nach den Krümchen aus, die mir halb unwillig gereicht wurden . . .

Vorläufig bereue ich das nicht. Das habe ich dem Kapitän auch auf seine lange, eindringliche Rede im Stadtpark geantwortet. Ich werde ihn nicht mehr sehen. In wenigen Tagen fahre ich mit dem Menschen fort, den er haßt und den ich liebe. Fahre für immer fort, in ein neues Leben . . .“

Wera lehnt sich zurück und sitzt lange Zeit ruhig da. Ihr inneres Auge betrachtet ihre Vergangenheit. Den Stadtpark und den Kapitän und sich selbst sieht sie jetzt anders. Sie starrt in die Luft, ohne zu sehen. Sie erlebt längst Erlebtes wieder und blättert mit schmerzlicher Sehnsucht in den vergilbten Seiten ihres Gedächtnisses . . .

Auf unsichtbaren, geheimen Wegen geht das Leben. Niemand wird sagen: „Ich jage heute ein kleines Glück von mir fort, weil morgen ein großes zu mir kommen wird.“

„17. September.

Vielleicht hätte ich Kapitän Lysjzenko damals im Stadtpark doch anders antworten sollen . . . Dann wäre alles anders geworden. Stadt, Menschen, ein kultiviertes Leben — alles hätte ich gehabt. Es ist wahr, ich habe kein Gefühl für ihn, aber könnte seine große Liebe, seine Aufmerksamkeit mein Leben

nicht schön und inhaltreich machen? Sympathisch war er mir doch immer . . .

„Von der Sommerfrische zurückgekehrt, die Theatersaison beginnt, Konzerte . . .!“ Für mich und William werden auch bald Konzerte beginnen. Das Orchester probt schon: die Brandung wird immer lauter. In zwei, drei Wochen werden die Eisstürme toben, das Meer wird heulen und der Wind durch die feuchte oder eisige Finsternis der Zweimonatsnacht pfeifen. Dann wird das Schneegestöber tanzen. Ist das vielleicht schlechter als ein Sinfoniekonzert oder eine Vorstellung in der Großen Oper? . . . Mein guter, dummer Kapitän! Du bist doch ein Mann! Warum warst du so weich und gutherzig? Warum hast du gebeten, wo du hättest fordern sollen?! Auch nicht fordern, einfach nehmen, nehmen, ohne zu fragen. Auch jetzt siehst du mich mit denselben guten und — sei nicht böse — dummen Augen an. Ich fürchte, wie früher, deine Gutmütigkeit und Schlappheit . . . Nein! . . .“

Der Winter nahte. Das Ufergelände glänzte wie Glas. Manchmal trieben einzelne, zerbrechliche, halbgeschmolzene Eisschollen aus der Ferne heran. Eine Zeitlang klebten sie am Ufer. Dann zerfielen sie und schmolzen ganz.

Das Meer war jetzt selten ruhig. Von Osten und Norden stürmten Winde in die Bucht und trieben vielfadenhohe Wellen vor sich her. Der Himmel hing niedrig, dunkel, wie ein umgestürzter Kessel, über dem Meer. Zwei Stunden lang wurde er heller und schimmerte in trübem, mondartigem Licht. Das war der Tag. Ein Tag ohne Morgen, ohne Mittag, ohne die geringste Spur von Sonne. Über das Land wehten Schneestürme. Reißende Eiskristalle wechselten mit feuchten Flocken und Regen. Meer und Felsen und das aufgewühlte Dunkel der Nacht dröhnten und heulten unaufhörlich.

Das Halbdunkel im Hause und die ewige Dämmerung draußen ermüdeten die Augen, machten einem Kopfschmerzen und ließen apathisch werden. Zwei Hunde erkrankten. Zuerst wurden sie unruhig. Ohne sichtbaren Grund bellten und winselten sie. Sie fraßen wenig. William mußte sie aus der Hundehütte ins Haus bringen. Aber das half nicht viel. Sie wurden immer magerer und lagen reglos da.

Der Schneesturm hatte sich gelegt. Man konnte einige Sterne sehen. William bekam Lust, mit seiner Flinte hinauszugehen.

Der lockere aschgraue Schnee knisterte leise unter den Schiern. Das Meer war wie eine mächtige Wand aus starrem Gußeisen. Die vollkommene Stille der Nacht sog alles in sich, drang in den Körper und ins Hirn. William, in einer Pelzjacke, mit Renttierstiefeln und einer Schrotflinte auf seiner rechten Schulter, lief mit weitausholenden Schritten. So wäre er gern immer weiter gelaufen, hätte seine zwei geraden Spuren bis an den Horizont gezogen!

„Murman!“

Der Hund, der vor ihm lief, blieb stehen und sah ihn fragend

an. William tätschelte seinen Kopf. Es ist so schön, in der Stille der Einsamkeit mit seinem liebsten Jagdfreund, dem Hund, zu sprechen. Dazu kommt, daß heute so herrliches Wetter ist und William so guter Laune!

„Na, Murman, wohin gehen wir denn? Vielleicht zum Schwarzen Stein? Dort gibt's die meisten Fuchsbaue.“

„Mein lieber Hund, geh schön! Such!“

Der Schnee knistert unter den Skiern. Murman streckt seinen haarigen klugen Kopf vor und wedelt mit der buschigen Rute. Seine Spur ist ein schiefer, vielfach gebrochener Pfad.

Fern am trüben Himmel flammt plötzlich etwas auf. Dann herrscht wieder gleichmäßig ruhiges Dämmerlicht. Ein wenig später — wieder ein kurzes Aufflammen. Aus der trüben Kälte tauchen einen Augenblick lang der Wasserspiegel und die steinernen Höcker der vereisten Felsen weich auf. Und wieder einen Augenblick später wandert langsam, in grünem und violetttem Licht zitternd und tanzend, der Feuervorhang des Nordlichts über den Himmel. Das Meer flammt auf, der Schnee glänzt... Auf den Felsgraten funkeln gigantische Kristalle märchenhafter Edelsteine. Der Vorhang wird größer und breiter. Jetzt bedeckt er schon den halben Himmel. Sein unteres Ende windet sich ganz nahe über dem Erdboden und strahlt in kaltem, irisierendem Licht. Die lautlose Musik des Himmels strömt in die Stille der Nacht und erfüllt sie ganz.

Der Hund bellt auf. Dieser Laut ist in der majestätischen Stille der Natur so fremdartig und unpassend wie der scharfe Knall, der ihm folgt. Die Felsen werfen ihn zurück, scharf und peitschend die nahen, dumpf grollend die entfernteren.

William flucht und senkt das rauchende Gewehr.

Der Hund gräbt mit bösem Knurren hastig in einem Schneehaufen, unter dem ein Fuchsbau mit deutlichen Spuren seines Bewohners verborgen liegt.

„Murman! Laß das! Komm! Morgen stellen wir Fallen auf...“

Immer noch tanzt der Feuervorhang. Das weite Meer und

die Schneeflächen brennen in geheimnisvollem, grünlich zitterndem Licht. William geht jetzt nach der Bucht, wo bei Ebbe die große Sandbank sichtbar wird. Zu dieser Zeit kommen gewöhnlich die Füchse dorthin, um nach den Abfällen des Meeres zu suchen.

Aber er hat die Zeit nicht richtig berechnet. Die Flut hat schon längst eingesezt, und die Hälfte der Sandbank liegt bereits unter Wasser. Das Meer wogt träge, hier und da schimmern weißlich einzelne Eisschollen, die von Norden hergetrieben wurden. Sie rascheln und knarren. Manchmal klingt es wie das Stöhnen eines Schwerkranken.

William fühlt eine plöbliche Müdigkeit. Er sezt sich auf einen Stein. Woher kam denn das? Merkwürdig! Er war doch heute nicht weit gelaufen . . .

Stellenweise steigt vom Wasser Dampf auf, der dann in dicken Schwaden fortschwebt. Ab und zu weht ein eisiger Lufthauch. Schnell beißt er einen in Gesicht und Ohren, und schon ist er verschwunden! Und die Luft ist wieder weich und feucht.

Der Vorhang des Nordlichts verblaßt, wird unscharf und erlöscht ganz. Wieder die beengende Finsternis. Williams Glieder sind schlaff, sein Kopf summt. Und plöblich glaubt er, in einer fremden, feindlichen Welt zwischen Himmel und Erde zu schweben. Ringsum zähe Dunkelheit, Leere, kein Zeichen von Leben. Er hat ein tolles Verlangen, Sonne und Menschen zu sehen . . . Dort, hinter dem trüben Horizont leben sie . . . Jetzt schwebt er dorthin. Wie ermüdend ist dieser Weg! Und wie drängt es William, sein Ziel zu erreichen!

Möblich kläffte der Hund. William griff mechanisch nach der Flinte und sprang auf. Murman war wieder ruhig, stand bei Fuß und wedelte. Wieder diese Schwäche in Armen und Beinen. „Was ist das? Skorbut? Bin ich krank? Krank?“ William konnte dies nur mühsam denken. Er erschrak nicht.

„Also darum dieser Traum“, sagte er laut. „Eine nackte Frau — das bedeutet Skorbut. Der ist also heute nacht zu mir gekommen!“

Ein Aberglauben der Küstenjäger fiel ihm ein: Ein Mann, der von einer nackten Frau träumt, ist an Storbut erkrankt. Dem muß man dann einen Anker auf den Rücken binden und ihn auf dem Ufer auf und ab führen, manchmal eine ganze Woche lang. Und das Gewicht muß immer größer werden — immer neue Lasten fügt man hinzu.

William schüttelte den Kopf und bemühte sich, die Schläfrigkeit loszuwerden. Dann stand er entschlossen auf. Der Himmel wurde wieder von grünlichem Licht überflutet. Jenseits der Bucht, nicht weit entfernt, trieb etwas Dunkles. William sah es aufmerksam an, dann erkannte er es: Schwemmholz, das wohl von irgendeinem verunglückten Transport stammte. Drei ganze Balken! An der waldlosen Polarküste ist das ein sehr wertvoller Fund. Ohne lange zu überlegen, ging er rasch zur Bucht.

Als William seinerzeit die Murmanküste nach einem geeigneten Wohnplatz abgesucht hatte, hatte er einen sehr wichtigen Umstand nicht vergessen: die Triften, oder vielleicht die regelmäßigeren Nordostwinde treiben das Schwemmholz aus dem Meer immer an gewisse Uferstrecken. Es gibt nicht viele dieser Uferstrecken, aber der praktische William hatte eine von ihnen ausgesucht. Während der letzten drei Jahre hatte ihm seine Voraussicht nicht wenig Nutzen gebracht.

Er ging zum Boot und sah nach, ob alle notwendigen Geräthe da waren: die Riemen, die Schöpfkelle, der Bootsanker und die beiden Rollen Hanftau in der Heckkiste. Alles war in Ordnung. Mühelos stieß er das Boot vom Sand.

Das träge, stumme Meer glänzte in lebendigem Schein. Schwer und klingend wie Metall fiel das dicke, grünliche Wasser von den Riemen.

Es wehte aus Nordosten. Das zitternde Feuer des Nordlichtes verblasste, als ob eine unsichtbare Macht eine Riesenzkerze nach der andern verlöschte. Jetzt blies sie die letzte aus, und mit einem Schlage war alles — Himmel, Wasser und Felsen — matt geworden.

Aber der erste Balken war schon in Reichweite des Riemens.

William holte das eine Ende heran und umschlang es mit einem Tau. Eine Zeitlang mußte er warten, bis seine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten. Vom Ufer her klang das Rauschen beginnender Brandung. Er mußte sich beeilen. Aber konnte er denn die beiden andern Balken, die so nahe waren, fahren lassen? Der Wind wurde stärker. Am Horizont dröhnte es immer lauter, als ob unsichtbare Pferdeherden herangaloppierten.

William band hastig die Balken fest und warf sich in die Riemen. Er saß mit dem Gesicht zum Bug. Es war ihm, als müßte er einen Berg von der Stelle ziehen. Noch ein Schwung — daß nur die Riemen nicht brechen! Endlich geht es vorwärts.

Langsam nähert er sich dem Strand. Vor Anstrengung schmerzen ihn Ellbogen und Knie. Die Riemen biegen sich. Ein Rauschen läuft über das pechschwarze Wasser und wellt es in Falten, die es gleich wieder zerknittert. Zäh und unwillig wogt die schwere Masse. Die Riemen spritzen Wassertropfen über die Balken. Jeder Tropfen ist voll gereizter mikroskopischer Leuchtthierchen und sieht aus wie ein Johanniskäferchen in einer Sommernacht. Manchmal vereinigen sich die Tropfen und sinken langsam wie eine glühende Kugel oder eine strahlende Spirale unter den schwarzen Meeresspiegel.

Die Pferdeherden sind schon ganz nahe. Die erste Woge hebt die Balken in die Höhe und kracht gegen die Bordwand. William schwankt, läßt einen Riemen fallen, fängt ihn aber noch im Fall auf und rudert mit langen, kräftigen Schlägen weiter. Der zweite Schlag gleitet an der Bordwand ab und wirft das Boot jäh aus seiner Richtung. Aber William dreht es geschickt wieder zurück.

Manchmal wird das Boot so jäh hochgeworfen, daß er vom Sitz gleitet und die Riemen durch die Luft schlagen. Dann wieder ist das Heck oben, und über ihm ragen drohend die Enden der Balken — jeden Augenblick müssen sie niederfaulen und das Boot zerschmettern! Lange wird William so nicht mehr fahren können. Nur eines bleibt ihm übrig: die Balken loszubinden. Aber wie schade ist es, eine solche Beute zu verlieren! Das Ufer

ist schon nahe. Durch das Brüllen und Rauschen der Elemente trifft ein sonderbarer Laut sein Ohr. Heult da ein Mensch oder ein Tier? William wendet flüchtig seinen Kopf und sieht auf dem Ufer das Licht einer Laterne. In diesem Augenblick stürzen die Balken aufs Boot und drücken das Heck unter Wasser. William greift nach dem Tau und sinkt bis zum Gürtel in die eisigen Wellen. Die nächste Welle bringt das Boot wieder hoch, aber es ist nun halb voll Wasser. Wieder durchzuckt ihn der Gedanke, das Holz loszumachen, aber wiederum tut es ihm leid. Hartnäckig nimmt er den Bootsanker und schlägt ihn mit geschicktem Hieb in den nächsten Balken. Jetzt ist das Boot mit den Balken untrennbar verbunden und liegt fest an ihnen. William steht mit breitgespreizten Beinen da, bis an die Knie im Wasser, und arbeitet mit übermenschlicher Kraft an den Riemen.

Die Laterne ist schon ganz nahe. In den kurzen Windpausen hört er Bruchstücke kläglichen Hundegeheuls. Schon kann er die weißen Schaumkronen der Brandung sehen. Das Boot mit den Balken wird auf das Felskap am Ende der Sandbank getrieben. Die Wellen werfen es in großen Sprüngen vorwärts, rollen über das Boot hinweg und jagen kochend aufs Ufer. William wirft sich toll in die Riemen. Die Mütze hat er verloren. Mit seinem offenen nassen Pelz sieht er wie ein Wahnsünniger aus. Er sieht weder seine Frau noch den heulenden Hund: sein Blick starrt auf die schreckliche Stelle, die schwarze Kante des Felsens, an der sich die Wellen brechen und in Schaumwolken zerstäubt hochfliegen.

Noch ein paar verzweifelte Schläge durch Schaum und Spritzer — und William springt durch eine siedende, weiße Welle auf den Strand.

„Halt das Seil! Mach's an einem Stein fest“, ruft er seiner Frau zu.

Er springt wieder ins Boot: er muß die Balken losmachen und das Boot höher auf den Strand ziehen, damit es nicht zerschlagen wird. Auch die Balken muß er sichern.

„Nun, das hätten wir. Das Boot wird heil bleiben, und die

Balken werden jetzt auch nicht abtreiben", sagt er beruhigend, als er wieder an Land ist. Von seinem Gesicht, aus den Armeln und dem Saum seiner Jacke fließt das Wasser in ganzen Bächen. „Beinahe hätte ich sie fahren lassen. Drei ganze Balken! Die kommen uns gut zustatten . . .“

Er streichelt Murman, der sich an seinen Beinen reibt, und geht ruhig das Ufer hinauf.

Den beiden kranken Hunden ging es sehr schlecht. Sie lagen im Winkel hinter dem Ofen und schliefen fast die ganze Zeit. Ihre Augen triefen, ihr Atem ging schwer. Manchmal führte Wera sie spazieren. Sie gingen mühsam und unwillig über den Pfad zum Meer, blieben oft stehen und blickten ihrer Herrin vorwurfsvoll ins Gesicht: warum quält sie uns so und vergebend unnütz unsere Kräfte?

Die Krankheit war offensichtlich durch das Fehlen des Tageslichtes hervorgerufen. Vielleicht war auch das daran schuld, daß William sie zu Herbstbeginn, ehe die Schneestürme begonnen hatten, in einen geschlossenen warmen Raum gebracht und sie nur mit Seehundsfleisch gefüttert hatte . . . Wie viele Gedanken kommen einem, wenn man sieht, wie einem die vierfüßigen Freunde vor den Augen zugrunde gehen, und nicht weiß, wie man ihnen helfen soll!

Girlie, die schmale, rote Hündin mit den freundlichen, nachdenklichen Augen, war nicht so widerstandsfähig wie ihr Leizdengenosse, der große, schlanke Wilson, dieses Gemisch von Schäferhund und Köter. Schon den zweiten Tag hatte sie nichts gefressen. Sie hob ihren Kopf nicht mehr. Wegen dieser beiden Hunde war William auf Kostizin sehr böse: er hatte ihn er sucht, echte Samojedenhunde zu besorgen, und er hatte ihm der Teufel weiß was gebracht. Jetzt hatte er diese Scherereien mit ihnen! . . . Sind solche Hunde hier vielleicht etwas wert?

Als William an Kostizin dachte, wettete er wieder los, aber Girlie sah ihn so jämmerlich an, daß ihm die Flüche in der Kehle steckenblieben — er hatte sich ja doch an diesen klugen, freundlichen Hund gewöhnt.

„Na, was ist denn? Was hast du denn?“

Girlie versuchte zu wedeln, aber sie konnte es nicht mehr. Wilson hob den Kopf, lauschte, schielte ihn mit einem Auge an. Das Auge tränkte, sah aus wie das eines Greises.

„Soll ich ihnen vielleicht etwas anderes kochen?“ fragte Wera. „Sie fressen nicht. Ich weiß wirklich nicht, was ich ihnen geben soll. Bajgatsch ist auch so traurig und hat heute weniger als sonst gefressen.“

„Der wird auch krepieren. Meine einzige Hoffnung ist Murman . . . Der Teufel soll diesen Kostzizin frickassieren!“

William machte sich wieder daran, eine Arznei für die Hunde zu brauen.

Drei Tage später starben fast zu gleicher Zeit Girlie und Wilson. Ohne zu stöhnen, in einem leichten Krampf, streckten sie die Beine und schlossen die Augen. Wera und Sjomoma weinten, William sah die beiden Kadaver schweigsam und gleichmütig an. Er durfte seinen Kummer nicht zeigen: er hatte ja noch viel Entbehrungen und Not vor sich. Da muß er Haltung bewahren und ein gutes Beispiel geben.

„Was kann man machen? Sie sind krepirt, also begraben wir sie. Im Frühling werde ich mir andere holen müssen“, sagte er düster und schleppte die Kadaver zum Meer. Dort befestigte er an jedem einen Stein und warf sie von der Klippe ins Wasser.

Als er eines Tages von der Jagd zurückkam, traf er seine Frau weinend an.

„Was ist los? Warum weinst du?“

„Sjomotschka ist krank.“

Der Kleine war matt, hatte schläfrige Augen und klagte über Schmerzen in den Beinchen. Der Vater hob ihn hoch und schüttelte ihn scherzend.

„Na, mein kleiner Seebär, was sitzt du denn da wie ein nasser Spatz? Ein schlechter Nordländer bist du! . . . Macht nichts, wird schon besser werden.“ Er nahm ihn auf den Schoß. „Was soll man dir geben? Was möchtest du gern?“

Das Kind schüttelte schwach den Kopf: „Nichts.“

„Das ist schlimm, wenn du nichts willst. Soll ich dir was vorspielen?“

„Nein.“

„Ja, das ist schlimm.“ Er gab das Kind der Mutter. „Laß ihn nicht so viel schlafen. Man muß ihn aufheitern und ihm mehr Knoblauch und Zwiebeln geben. Er hat Sierbut.“

Jetzt drehte sich das ganze Leben um den Jungen. Vor dem Fenster stand die schwarze Mauer der Nacht, wirbelte der Schnee, tobte das Meer. Manchmal leuchteten die schwebenden Säulen der Nordlichter in kaltem Glanz durch die singende Totenstille.

William stand neben seinem Sohn und sagte: „Na, was ist, Esemjon? Soll ich dir ein Märchen erzählen? Das vom See- Löwen?“

Esjomotschka schlug müde seine Auglein nieder.

„Nein.“

„Na, vielleicht das vom Wind und dem Schwarzen Felsen . . . Einmal sagte der Wind zum Schwarzen Felsen: Niemand auf der Welt ist stärker als ich. Ich fliege rund um die Erde, mache Stürme, bringe Schneegestöber, wühle das Meer auf. Und keine Kraft der Welt kann mich aufhalten! Da antwortete der Schwarze Felsen: Mein, ich bin stärker. Ich siehe hier seit vielen tausend Jahren, und du kannst mich nicht umwerfen. An meiner Brust zerbrechen die Wellen, an meinen Füßen gehen Schiffe in Trümmer. Niemand ist stärker als ich! . . .“

„Papa, was für Füße hat denn ein Felsen?“ Der Junge hob seinen Kopf.

Der Vater streichelte sein Söhnchen zärtlich übers Haar.

„Die Füße des Felsens sind Steine unter dem Wasser . . . Also, hör weiter zu: In diesem Augenblick erschien ein Boot auf dem Meer. Der Wind stürzte sich wütend darauf. Aber der Mensch im Boot legte die Riemen ein und hiszte das Segel. Und je stärker der Wind blies, desto schneller fuhr das Boot.“

Der Schwarze Felsen zitterte vor Freude. Gleich würde das Boot an seinen steinernen Füßen unter dem Wasser zerschmettert werden. Aber der Mensch ließ rasch das Segel fallen und steuerte mit einer geschickten Bewegung des Ruders das Boot auf eine Sandbank. Er stieg auf den Felsen und errichtete dort ein Zeichen. Er baute einen Leuchtturm, der andern Seeleuten den Weg zeigen sollte.“

William schwieg. Er hatte nicht für den Sohn gesprochen, sondern für sich. Er wollte noch etwas hinzufügen, es laut rufen: „Der Mensch ist der Stärkste! Er kann alles! Alles!“

„Mama, kommt bald der Tag? Ich will den Tag haben“, jammerte Ssjomotschka kläglich.

„Bald, mein Kindchen, bald!“ antwortete die Mutter und drückte den Jungen fest an sich. Sie hatte Angst, daß diese entsetzliche Nacht ihre Arme ausstrecken und ihr das Kind entreißen könnte.

„Mama, ich will die Sonne! Gehen wir hinaus, sie ist ja schon da!“

William stand auf und schritt finster auf und ab. Im Zimmer spärliches Lampenlicht, vor dem Fenster Nacht und Schneesturm. Er blieb vor seiner Frau und dem Kind stehen.

„Nun, soll ich dir noch ein Märchen erzählen?“

Das Kind versuchte, seine Augen offen zu halten, konnte es aber nicht. Die Lippen flüsterten im Halbschlaf etwas Unverständliches. Die Mutter winkte leise ab: „Still! Er schläft ein . . .“

Der Vater stand da. Seine Hände hingen schlaff herab, sein nachdenklicher Kopf mit der hohen, hartnäckigen Stirn war gesenkt.

„Ich wollte ihm ein Märchen von der Sonne erzählen. Eben habe ich mir eines ausgedacht.“

„Setz nicht. Später. Ssjomotschka schläft.“

Das Wetter war unbeständig. Vollkommene Windstille wechselte mit Schneestürmen. Diese kamen ganz plötzlich, wie aus der Kanone geschossen, herangebraust. Sie kamen immer aus Südwesten, aus der toten, tiefverschneiten Tundra. Aber wenn sie eine halbe Stunde lang geweht hatten, konnte man die Windrichtung nicht mehr feststellen. Es schien, als bliese es von allen Seiten. Prickelnde Eiskristalle, die fest waren wie Glasstaub, rasten in tollem Tanz und erfüllten den ganzen Raum. Wenn dies alles aber plötzlich aufhörte, hing wieder der schwere, gußeiserne Himmel tief über der Erde, schimmerte der schmutziggraue Schnee leblos. Der Blick versank müde in der zähen Dunkelheit der Nacht.

Der Zustand des Kindes wurde immer schlechter. Jetzt konnte es schon nicht mehr gehen. Es lag im Bett oder in den Armen der Mutter, stöhnte und wandte oft den Kopf zum Fenster.

„Mama, kommt bald der Tag? Ich mag die Nacht nicht! Es soll hell werden!“

„Ja, mein Kindchen, nur noch ein paar Wochen, dann wird die Sonne scheinen, der Schnee wird schmelzen, und das Gras wird wachsen. Und wir werden dann spazierengehen.“

Die Stimme der Mutter zitterte, ihre von Schlaflosigkeit geröteten Augen füllten sich mit Tränen.

William nahm den Sohn auf den Arm. Er wollte das liebevoll und zärtlich tun, aber seine großen Hände mit den steifen, schwieligen Fingern konnten diese Zärtlichkeit nur schlecht ausdrücken.

„Ach, mein kleiner Seebär, mit uns steht's nicht schön aus! Du mußt stark sein! Schau mich an. Stehst du, wie ich bin? . . . Also, wenn du schön brav sein und viel essen wirst, dann wirst du auch so werden wie ich. Ein wirklicher Seemann!“ Schwerfällig ging er mit ihm durchs Zimmer und blieb vor einem Bilde an der Wand stehen. „Schau, das schöne Schiff. Wenn du groß bist, kaufen wir uns ein solches Schiff und fahren damit

bis ins Weiße Meer. Wir werden Seehunde jagen, und Wale werden wir fangen. Willst du auf den Walfang gehen?"

Lange betrachtete der Junge das gemalte Schiff mit den geschwellten Segeln, obwohl er jede Einzelheit darauf schon längst kannte, und fragte müde: „Papa, kann ein Wal schneller schwimmen als ein Schiff?"

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er sich gleichgültig ab und gähnte.

Die Mutter trat hinzu.

„Eßjomotschka, willst du vielleicht etwas essen? Ich, mein Jungchen. Ich habe dir Gries gekocht.“

Das Kind schüttelte unwillig den Kopf und begann wieder zu greinen und zu jammern.

„Meine Beinchen tun weh. Ich will keine Lampe, ich will den Tag . . .“

Sein geschwollenes Zahnfleisch begann zu bluten, sein Körper wurde überaus empfindlich. Wo immer man ihn berührte, tat es weh, besonders aber in den Ellbogen und in den Knien.

„Gib ihm möglichst viel Zwiebel und Knoblauch und laß ihn mit einem Senfaufguß den Mund spülen“, erinnerte William seine Frau. „Sein Organismus ist kräftig. Er wird schon durchkommen. Haben wir noch viel Kampfer?"

Nicht einen Augenblick lang ließ beider Wachsamkeit nach. Manchmal ging es dem Kind besser. Es wurde lustiger und sprach. Einmal verlangte es sogar von selbst sein Essen. Beide freuten sich.

„Na, siehst du, es wird ja schon besser. Wir werden's schon machen, Eßjoma, wir werden gesund.“ Der Vater sah ihm fröhlich in die Augen. „Du bist doch ein Seemann! Schäm dich doch, so herumzuliegen!"

„Wir haben keinen Knoblauch mehr und nur ganz wenig Zwiebel. Ich dachte, wir hätten noch etwas in der Kiste, aber jetzt sehe ich, daß dort keine mehr sind“, sagte Wera.

„Überhaupt keine?" fragte William erschrocken.

„Gar nichts. Ich habe heute die letzten genommen.“

„Da muß ich gleich morgen ins Lappendorf fahren und von dort in die Krankenstation. Ich werde dort mit dem Feldscher sprechen“, sagte er entschlossen.

„Wie willst du bei solchem Wetter fahren? Was werde ich allein hier mit ihm anfangen? Bis zum Lappendorf sind es doch fast zweihundert Meilen!“ sagte Wera erregt.

Zärtlich legte ihr William die Hand auf die Schulter.

„Wera, wir haben keinen andern Ausweg! Ohne Zwiebel muß er sterben, und du bleibst ja nicht das erstemal allein. Ich werde mich bemühen, so schnell wie möglich zurückzukommen.“

Am nächsten Tage ging es Ssjoma wieder schlechter.

Die Kufen des Schlittens waren mit Süßwasser begossen worden. Jetzt glänzte auf ihnen eine glatte Eistrinde. William klopfte an die Biegung der Kufe. Sie war glashart. So würde er leichter fahren. Er führte die Rentiere herbei. Auf dem Schlitten lagen neben dem Proviant ein Gewehr, ein Paar Schier, ein Fellschlaffack und ein kleines Zelt. Alles war fertig. Er küßte seinen Sohn — der öffnete nicht einmal die Augen — und umarmte Wera.

„Auf Wiedersehen. Verlier deinen Kopf nicht. Mach ihm alles, was nötig ist.“

Das Herz eines Mannes kann sehr hart sein. William seufzte nicht und hatte keine Träne.

Er schwang seinen langen Leitstab. Die Rentiere zogen an und jagten mit zurückgelegtem Geweih davon. Wera blickte sehnsüchtig in die graue Finsternis, die das Fahrzeug rasch verschluckte. Einen Augenblick später sah sie nur noch die trübe Dämmerung und die leblose Stille der weiten Schneefelder der Arktis.

Zwanzig Stunden lang fuhr William, ohne zu schlafen. Nur einmal, auf halbem Wege, hatte er gerastet, um die Rentiere Moos äsen zu lassen. Zum Schluß konnten die Tiere kaum mehr laufen, bewegten sich mit offenen Müulern keuchend vorwärts. Jedesmal wenn sie vor einer steilen Steigung oder einer

scharfen Senkung haltmachen mußten, zitterten ihre gespannten Muskeln, und ihre hageren Flanken hoben und senkten sich. Auch er selbst fühlte sich nicht wohl. Er hatte Rückenschmerzen und Ohrensausen. Obgleich er während des ganzen Weges nur ein Stückchen Zwieback gegessen hatte, war er nicht hungrig. Eine letzte Steigung, eine jähe Linkskurve — und endlich sah er hinter einem Schneehügel das Dorf. Es hatte eben ein halbes Hundert Häuser, galt aber als das größte und reichste.

William lenkte die Rentiere zum Hause eines bekannten Lappen. Als er vom Schlitten stieg, fiel er der Länge nach hin. Die vom langen Sitzen steif gewordenen Beine versagten den Dienst.

„Andrej“, rief er ins Haus, „Andrej! Gib mir Zwiebel und Knoblauch. Ganz egal, wo du es hernimmst! Verlange, was du willst!“ William drückte seine Hand. „Sofort! Ich brauche es . . . Verstehst du? Ich brauche es . . . Der Tod . . .“

Im Hause rieb die Lappenfrau Marina dem Gast die Füße, während ihr Mann durchs Dorf lief. Vor dem ewigen Licht — einer Tranlampe, deren gelbe Zunge die geschwärzten Balken leckte — verbeugte sich, in einem halbdunkeln Winkel, ein Alter bis zur Erde. Trotz der Hitze, die der Ofen ausströmte, trug er einen Schafpelz und darüber noch einen Mantel aus Rentiertierfell. Der verbräunte Rand des Schafpelzes hing tief unter dem Mantel hervor. Schmutzige Schweißbäche rannen dem Alten vom Gesicht, sein Kopf wackelte, aber wie ein aufgezogener Automat verbeugte er sich weiter. In seiner Winterkleidung war er so dick, daß es nicht aussah, als ob er sich verbeugte, sondern als ob er langsam umfiel. Er berührte mit der Stirn den Fußboden, stützte sich mit den Händen auf die schmutzigen, vollgespuckten Bretter und erhob sich mühsam und ächzend. Auf seinem mageren, braunen Greisengesicht lag ein Ausdruck von Müdigkeit und Todessehnsucht. In dem Niesenhaufen von Pelzkleidung sah es wie ein Spielzeug aus.

Marina bemerkte, daß der Gast sich für den Alten inter-

effierte, und erklärte dienstbereit: „Das sein Andrejs Vater. Vertreiben Krankheit. Storbut.“

„Muß man lange beten, damit die Krankheit weicht?“ fragte William ernst.

Marina dachte ein wenig nach. Dann antwortete sie: „Tausend. Eine Tausend muß man.“

„Wirklich tausend Verbeugungen?“ fragte William erschrocken. „Er wird doch sterben.“

Die Lappin dachte wieder nach.

„Nein. Hundertmal. Hundert braucht man, und kein Krankheit sein.“

Währenddessen lief der Lappe Andrej von Haus zu Haus und redete seiner Verwandtschaft zu: „Der Russe von der Küste braucht Knoblauch, Zwiebel. Der Russe gibt Kattun, Hemd, was du willst . . .“

Die Weiber kamen, um zu sehen, was für Kattun es sei, betasteten die beiden grellen Zeugstücke, die auf dem Tisch lagen, lobten sie . . . Aber Knoblauch brachten sie nicht.

Die Männer wollten nach der Jagd und nach dem Meer fragen. William schnitt ihnen das Wort ab.

„Ich bin nicht hergekommen, um zu erzählen. Mein Sohn liegt im Sterben.“ Er nahm den Kattun vom Tisch und steckte ihn in den Sack. Aber sofort nahm er ihn wieder heraus. „Gibt es denn wirklich in diesem ganzen Dorf keine zwei Knollen Knoblauch?“

Immer mehr Leute kamen in die Hütte. Zumeist Frauen, junge und alte. Sie betrachteten den Fremden und seine umherliegenden Schätze voll Neugier. Halblaut unterhielten sie sich in ihrer Sprache. William riß hastig die Sommerbluse seiner Frau, ein rotes Schultertuch und ein farbiges Hemd aus dem Sack.

„Da habt ihr's! Da habt ihr's! Für all das will ich nur zwei, drei Knollen! Versteht ihr? Nur zwei! Rettung vom Tode . . .!“

Einen Augenblick später riß er den Leuten die Sachen aus den Händen.

„Ich gebe es nicht! Ich verkaufe es nicht! Der Teufel soll euch . . .“

Er knüllte alles zusammen, klemmte es unter den Arm und drängte sich schwankend durch die Tür. Er glich einem Wahnsinnigen.

Erst viele Stunden später gelang es Andrej, einen Lappen zu überreden, gegen das Hemd und beide Kattunstücke einige Knollen Knoblauch und ungefähr drei Pfund Zwiebel einzutauschen. William war froh und wurde ruhiger.

Jetzt wollte er nach der Krankenstation zum Feldscher fahren. Aber der Lappe sagte ihm, daß der Feldscher kürzlich durch das Dorf nach einer Nachbarsiedlung gefahren sei, um einer Kreisenden, die im Sterben lag, zu helfen. William sollte ihn hier erwarten. Doch jeder Augenblick war für ihn kostbar. Konnte er denn warten? Das Wichtigste hatte er jetzt erhalten.

„Andrej, bringe die Renttiere her. Ich will sofort fahren. Ich muß unbedingt sofort fahren!“

Immer diese Dämmerung. Man kann kaum feststellen, ob es Tag ist oder Nacht. Es gibt fast keinen Unterschied zwischen ihnen. Jetzt liefen die Renttiere nicht so schnell, bei kleinen Steigungen schon fielen sie in trägen Schritt. William mußte öfter als sonst den Leitstab anwenden. Dort, an der Küste, warten in seinem Hause zwei auf ihn. Und ein dritter hält vor dem Hause Wache: der Tod. William muß schnell hin! Koste es, was es wolle! Schneller . . .

Er fuhr jetzt in der Luftlinie. So war der Weg um ungefähr zwanzig Meilen kürzer. Zwanzig Meilen — das sind zwei Stunden! Während dieser Zeit kann vieles geschehen.

Mischka, der vorn lief, blieb plötzlich stehen, streckte die Schnauze vor und witterte mit geblähten Nüstern. Madame Klara und Scheckchen folgten seinem Beispiel. Dann stürmten alle drei mit einem Schlage nach rechts, ohne sich um ihren Herrn zu kümmern. Sie liefen eine Zeitlang, blieben dann stehen und scharrtten mit ihren Hufen schnell im Schnee. Unter dem Schnee war Islandmoos . . .

Die erste und größte Etappe war zurückgelegt. Man durfte wohl einige Stunden lang rasten. William kroch in den Schlafsack.

Er erwachte.

Er mußte sich doch beeilen! Dort warten zwei geliebte Wesen . . .

Er steckte den Kopf aus dem Schlafsack. Draußen pfliff der Wind, wirbelte der Schnee.

Verfluchte Nacht!

Rasch stellte er sein Zelt auf. Mit einem Schneesturm hatte er nicht gerechnet. Als er abgefahren war, hatte er keine Vorzeichen bemerken können. Wie lange würde er hier sitzen müssen? Würde sein Proviant ausreichen?

William knirschte mit den Zähnen. Auch die Rentiere knirschten mit den Zähnen und stöhnten. Aber aus einem andern Grund: der Wind peitschte ihre Flanken, der harte Schnee brannte schmerzhaft auf der Haut. Sie wühlten sich eine Grube, um sich zu verkriechen. Das Heulen und Pfeifen des Sturmes dröhnte in Williams Ohren. Es war, als ob rings um das Zelt Tausende wilder Tiere zusammengekommen wären und nun mit tollem Hungergebrüll drohten. William versuchte hinauszusehen und hob einen Zeltzipfel. Aber sofort zog er seinen Kopf zurück. Ein Strahl von Schnee stürmte heftig ins Zelt und füllte den kleinen Raum. Das Segeltuch hegte. Die elastischen Bogen der Zeltstangen, an denen das Segeltuch befestigt war, knarrten. Noch ein wenig mehr, und das ganze Zelt würde in die Luft gehoben und fortgezogen werden. Aber William schloß rechtzeitig die Öffnung, und der Wind fand keinen Halt mehr. Rasend schlug er gegen die schrägen Wände, aber überall glitt er ab. Von Zeit zu Zeit krachten zornig bettelnd Riesenhände am Zelt, dann wieder erklang die jämmerliche Stimme des Kleinen, die sich zwischen die tiefen Bassnoten verirrt hatte. William schreckte aus dem Halbschlummer auf und lauschte. Dann sank er wieder ermüdet zusammen, tauchte ins Vergessen, bis ein neuer Ausbruch des Sturmes

ihn weckte. Er hockte da, vor Kälte eingeschrumpft. Aber sein Kopf brannte.

Wann wird denn dieser Schneesturm ein Ende finden? Sie werden ihn ja nicht mehr abwarten können! In seinem kleinen Ledersäckchen trägt er das Rettungsmittel. Das Leben selbst trägt er hier... Und Sjomotschka wird ihn nicht mehr erwarten können. Und vielleicht auch seine Frau nicht... Diese vermaledeite Krankheit!

Der Schneesturm dauerte drei Tage und drei Nächte lang. Als er plötzlich, mit einem Schlage, verstummte und William aus dem Zelt schaute, glänzten hier und da auf dem trübgrauen Himmel Sterne. In der Ferne wirbelte noch abflauender Bodenwind. William grub den Schlitten aus, rief die Rentiere, die schon die Köpfe aus dem Schnee hoben, und machte sich für die Abfahrt fertig. Er dachte, wenigstens langsam vorwärts zu kommen, ohne abzuwarten, bis der Schnee fest würde.

Der Wind hatte den Schnee zu Hügeln verweht, an andern Stellen die Erde ganz entblößt. Die Rentiere reckten sich, schnaubten und wandten alle Augenblicke ihre Köpfe. Sie wurden unruhig.

Als sie einen Abhang hinabließen, gerieten sie in einen dichten Schneehaufen und versanken bis zum Bauch. Aber William konnte nicht stehenbleiben. Sohn und Frau warten ja dort! Dort streckt der Tod seine eiskalten Hände drohend aus! Nur sich durch dieses Tal noch durcharbeiten! Dann kommt wieder eine Anhöhe mit nackten Felsen.

Wischka sank tief ein, schnaubte und blieb stehen. Und plötzlich streckte er seinen Kopf vor und röhrte voll Sehnsucht und Jorn. Ringsum Stille. Sein Herr stach ihn mit dem Leitstab in die Kruppe. Der Bulle rührte sich nicht. Da geriet William in Wut und drosch ihn auf die mageren, schaumbedeckten Flanken. Wischka drehte ihm seinen Kopf entgegen. In seinen Augen flammte plötzlich Haß auf. Er machte eine verzweifelte Anstrengung und sprang aus dem Schneehaufen. Seine nächste

Bewegung ging gegen den Mann. Aus seinem Maul fielen, vermisch mit Schaum, schwere Blutklumpen. Seine Rüster waren im Zorn weit gebläht. Seine eingefallenen Flanken zuckten . . . Das Renntier wollte einen Sprung machen, um seinen Herrn zu zerstampfen, zum Krüppel zu stoßen. William hob instinktiv die Hände mit dem Leitstab und deckte Kopf und Brust.

In diesem Augenblick zog Madame Klara, die auch in den Schnee eingesunken war, an den Seilen. Das verhinderte die Katastrophe: Mischka mußte ihr folgen. William konnte auf den Schlitten springen.

Das Renntier beruhigte sich bald, aber die Weiterfahrt war unmöglich. Wieder mußte er das Zelt aufstellen.

Sechzig unendliche, zum Wahnsinn treibende Stunden lang wartete William, bis die obere Schicht des Schnees so hart geworden war, daß man darüberfahren konnte. Die letzten zwanzig Stunden lang saß er schon ohne Nahrung da. Auch die Rentiere waren hungrig. Wenn er ein wenig einschlummerte, hatte er merkwürdige Träume: ein warmer, lichter Raum, ein gedeckter Tisch mit vielerlei Leckerbissen, heißen Pasteten, wunderbarem, tränendem Schweizerkäse, Schinken, rostigen Lachschnitten, und noch vierlei guten Dingen. Und in der Mitte einige Flaschen Wein. Aber kaum streckte William nach irgend etwas die Hand aus, so lief die verlockende Speise vor ihm davon. Er konnte sie durchaus nicht erreichen. Oder er ging auf einem Feldweg und fand zufällig einen Korb mit Lebensmitteln, die unter seiner Berührung sofort zu staubigen Steinen und Erdklumpen wurden. Und ein Traum war besonders dumm und höhnisch: William jagte einer gebratenen Gans nach. Schon, schon, meinte er, könnte er sie erhaschen. Aber die knusprig-braune, duftende Gans breitete plötzlich ihre gerupften Flügel aus und flog davon. Aber sie flog nicht weit, setzte sich wieder und verhöhnte ihn von neuem durch ihren appetitlichen Anblick. William erwachte, schluckte hungrig seinen Speichel und fluchte . . . Endlich war der Schnee fest, aber schnell

fahren konnte man noch nicht. Stellenweise sanken die Tiere ein. Eine Zeitlang später kamen William Zweifel, ob er in der Richtung nach Hause führte. Er hätte bereits an dem bekannten großen See, wohin er schon mehrmals zur Jagd gegangen war, sein müssen, aber von dem See sah er keine Spur. Wieder berechnete er die vergangenen Stunden und prüfte den Weg mit dem Kompaß: er hätte schon längst zu Hause sein müssen. Also hatte er sich verirrt. Er mußte sich ein wenig nach links wenden . . .

Ringsum Totenstille. Leidenschaftslos glänzen die Sterne. Der Schnee ist wie mit blaugrauer Farbe übergossen. Auf allen Seiten die eintönige Ebene. Wieder sinken die Rentiere ein. Hier im Tal sind besonders tiefe Verwehungen, der Schnee ist hier lockerer. Madame Klara ist schon ganz entkräftet. Manchmal stürzt sie und bleibt minutenlang liegen. Ihre Beine sind von der Schneekruste ganz zerschnitten. Der Bulle und Schekchen sind ausdauernder und kräftiger, aber auch sie sind schon ganz ausgepumpt. William selbst schwindelt der Kopf, seine Beine zittern.

Wieder macht er halt und orientiert sich: er mußte sich noch weiter nach links halten. Wie groß ist denn der Umweg, den er gemacht hat? Wird seine und der Tiere Kraft ausreichen, um diese tote Schneewüste zu überwinden?

Beim Bergabfahren stolpert plötzlich Madame Klara und fällt kraftlos auf die Seite. William springt vom Schlitten und hilft ihr aufzustehen. Aber sie bricht sofort mit allen vieren ein, legt den Kopf auf den Schnee und schließt die Augen. Aus dem Maule geifert ihr blutiger Schaum. William streichelt ihre Schnauze und kraut sie hinter dem Ohr.

„Klara, Klara! Na, was hast du denn? Steh doch auf!“

Das Tier hebt die Lider und blickt todtraurig und kläglich seinen Herrn an. Über seinen Körper läuft ein Krampf.

William setzt sich auf den Schlitten und verharrt so einige Minuten lang mit gesenktem Kopf. Sein Gehirn arbeitet nur schwach, seine Gedanken fließen langsam und nebelhaft. Uebel:

keit steigt ihm in die Kehle auf. Weder die sterbende Kuh noch er selbst noch die beiden dort zu Hause tun ihm leid. Plötzlich röhrt Mischka gedehnt und betäubend laut, als rief er um Hilfe. Der Laut verklingt ohne Widerhall über der leeren Ebene.

William erhebt sich langsam, zieht sein Messer aus dem Gürtel und tritt zu dem Tier, das in den letzten Zuckungen liegt. Ruhig und sicher schneidet er ihm die Kehle durch und bückt sich sofort zu dem hervorquellenden Blutstrahl. Das ist das letzte Mittel, seine erlöschenden Kräfte aufzupulvern. Er kniet im Schnee und schluckt lange das dicke, klebrige, scharfrichende Blut. Er verschluckt sich, beschmiert sich Gesicht und Hände. Dann steht er auf und geht zum Schlitten. Er ist ein wenig berauscht. Kopf und Füße sind so schwer. Er sinkt zusammen und schläft schon, laut schnarchend . . .

Als William fortgefahren war, wurde Wera von Angst und düsteren Vorahnungen überfallen. Im Hause brannte ununterbrochen die Tranlampe. Die leblose Dunkelheit der unendlichen Nacht starrte in die Fenster.

Wird er glücklich zurückkommen? Wird Ssjomotschka seine Rückkehr erwarten können?

Oft meinte sie, daß aus den finstern Winkeln Gespenster herauslugten, glaubte, vor dem Fenster Schritte und Geräusche zu hören . . . Sie schmiegte sich an den Sohn und erstarrte. Das war — der Tod! Er lugte nach einer Beute aus . . . Sie wollte schreien und hatte keine Stimme. Zusammengekauert lag sie da, zu Angriff und Verteidigung bereit.

Wenn sie ihre Angst abschütteln konnte, ging sie aus dem Haus. Bedrückende Totenstille umgab sie, kein Laut, kein Atemzug des Lebens erreichte ihr Ohr. Überall starres Dunkel, furchtbares Nichts. Wenn das Blöken des Renttierkälbchens oder das Bellen der Hunde durch diese Stille klang, fuhr sie erschrocken zusammen und horchte auf, als ob sie diese Laute zum ersten Male in ihrem Leben hörte. Aber dann wurde ihr gleich gut zumute: sie und Ssjomotschka waren nicht allein — es lebten neben ihnen noch einige liebvertraute Wesen.

Wera erinnerte sich mit Schrecken, daß es schon höchste Zeit war, die Tiere zu füttern. Aufgeregt lief sie in den Hof zum Renttier. Aber das Kälbchen war traurig: es war für das kleine Tier nicht weniger schwer als für den Menschen, in dieser Finsternis allein zu sein. Es sehnte sich nach seiner Mutter.

„Dleska, Dleska! Na, was ist denn, mein kluges Tierchen? Du bist ja so traurig?“

Wera streichelte die Schnauze des Jungen.

Dleska blickte mit traurigen, verstehenden Augen auf seine Herrin, beschnupperte ihre Hand, hob seinen Kopf wieder und brüllte wie ein plärrendes Kind.

Gleich daneben, hinter einer Holzwand, hatte sie noch andere

Freunde: die beiden Hunde. Wera sprach mit ihnen, streichelte sie, hatte für jeden besondere Zärtlichkeiten. Da erwachte Esjomotschka — und wieder begann die Qual.

„Mama! Ich will mit Papa im Boot fahren . . . Mama! Wird es bald warm werden? Ich will im Gras laufen . . . Sind die Vöglein schon da, Mama?“

Seine Stimme war schwach, sein Körper schlaff und bläulich. Er stöhnte ununterbrochen.

Während Esjomotschka schlief, kauerte Wera mit hochgezogenen Knien auf dem Bettrand. Stundenlang saß sie so da, halbbeleidet, unfrisiert, mit halbirrfinnigem Blick. Sie lauschte auf jeden Laut. Sprang auf und drückte ihr Gesicht an die Fensterscheibe: ist das nicht William? Sind das nicht seine Hilferufe? Vielleicht erfriert er? . . . Nein, vor dem Fenster wütet der Sturm.

Manchmal fiel sie in einen Zustand vollkommener Apathie. Sie träumte von ihrer Vergangenheit . . . Großstadt. Grelle Lichter. Lärm. Wirrwarr. Menschen über Menschen . . . Welch interessantes, abwechslungsreiches Leben!

Kapitän Lyssjenko . . . Warum sollte sie nicht nachgeben? Dann . . . dann würde er sie aus dieser entsetzlichen Einsamkeit, von diesen Gespenstern fortführen . . . William . . . Liebte sie ihn eigentlich? Ja, sie liebte ihn . . . Nein! Das ist etwas anderes . . . Sie hat die Stadt verlassen und ist ihm in diese Eiswüste gefolgt, seinetwegen hat sie ihre ganze Jugend aufgeopfert, und sie wird vielleicht noch mehr als einmal alles, was sie hat, für ihn opfern. Ist das Liebe?

Nein! Das ist etwas anderes! Etwas ganz anderes . . .

Was ist es aber doch?

Das ist ein Kampf! So eine Art von Kampf. Der eine geht schweigend und unbeirrbar auf sein nur ihm bekanntes Ziel los, überwindet rücksichtslos alle Hindernisse, und der andere macht ebenso unbeirrbar Überfälle auf ihn . . .

Wera führt diese schwierige Offensive gegen ihren Mann schon seit vier Jahren. Vielleicht merkt er es überhaupt nicht

einmal. Sie bemüht sich hartnäckig, seinen Verstand zu überwältigen. Viele Stellungen, die früher uneinnehmbar schienen, hat sie schon erstürmt. Jetzt achtet er bereits mehr auf sie. In der Wirtschaft und in Familienangelegenheiten sieht er sie schon als gleichberechtigt an. Jetzt hält er sie nicht mehr für so oberflächlich, und auch sonst hat er seine Meinung über sie vollkommen geändert.

Aber dieser ständige, verborgene Kampf hat Wera viel gekostet. Er hat ihr die Harmlosigkeit, die Fröhlichkeit geraubt. Vielleicht wird er ihr sogar das Leben rauben. Aber um dieses Kampfes willen, um einen starken, außergewöhnlichen Mann zu erobern, war sie doch hergekommen! Diese ständige Anspannung hatte bei ihr eine sportliche Leidenschaft entwickelt, die ihr keine Möglichkeit gab, sich über ihr Gefühl klar zu werden.

Nein! Sie hatte William nie geliebt. Er hatte sie nur durch seine Charakterstärke angezogen, durch seine sonderbaren, manchmal sogar wilden Wünsche und Gedanken. Ein wirkliches Gefühl hatte sie für ihn nie gehabt . . .

Fieberschlaff lag der Kleine im Bettchen, stöhnte und phantasierte. Wera trat zu ihm, streichelte sein Köpfchen und berührte mit ihren Lippen seine heiße Stirn.

Das muß unbedingt ein Ende nehmen! So geht es nicht weiter — nicht für sie und nicht für Sjomotschka, aber schon gar nicht für ihn — den andern! . . . Ja, für den, den andern! . . . Wenn sie in stillen Stunden im Bett lag und in sich hineinhorchte, auf das lauschte, was in ihr vorging — da spürte sie ihn . . . Seinetwegen, wirklich nur seinetwegen, muß sie ein Ende machen. Sie kann nicht mehr weiter . . .!

William war immer noch nicht da. Ihr Herz erstarb: sicher hatte er sich verirrt und ging nun im Eissturm zugrunde. Oder es haben ihn Tiere überfallen. Vielleicht liegt er krank, sterbend, allein mitten in der Schneewüste . . .

Wieder flammte ihr Gefühl für ihn auf. Sie wünschte jetzt leidenschaftlich, daß er bei ihr sein sollte. Sie hatte das Be-

dürfnis, sich an ihn zu schmiegen und zärtlich in seine müden, immer fernem Augen zu blicken.

Aber dann schob sich wieder wie ein Berg das andere heran, zerschmetterte alles, nahm allem die Kraft. Es wird einige Monate lang dauern, bis das erste Schiff hierherkommt. So lange muß sie allein und hilflos mit ihrem kranken Kinde hier bleiben . . .

Der Sturm hat sich wieder gelegt. Ringsum lautlose Stille. Nur manchmal ertönt irgendwo schweres Stöhnen. Das Röcheln eines unbekanntem, gigantischen Thieres. Und dann wieder Stille. Wieder dieses Stöhnen. Und wieder Stille. Vielleicht sprengt irgendwo in der Ferne der Frost das Eis auf dem Meer . . .

Eines Tages drangen seltsame, unkenntliche Laute in diese Stille. Wera war eben im Hofe. Nleska wurde unruhig. Die Hunde knurrten wütend. Und der Lärm schwoll an. Näherete sich. Duzende von Stimmen. Bellen. Heulen. Brüllen. Wera eilte auf den Vorbau. Ein riesiges tobendes Knäuel rollte rasch von der Tundra her aus der Dunkelheit. Eine Minute noch — und sie konnte klar erkennen: eine kleine Herde wilder Rentiere kam da herangestürmt. Wölfe verfolgten sie. Die tollgewordenen Tiere suchten Schutz beim Menschen. Es waren ungefähr zehn. Sie liefen ans Haus heran und drängten sich zusammen. Sie schlugen aus, rührten, brachen sich Geweihe und Beine. Und die Wölfe, die sie an Zahl mehrfach übertrafen, warfen sich mit rasendem Heulen und Keuchen auf sie und bissen drauflos.

Die Hunde, die zuerst wütend gebellt und nach draußen gedrängt hatten, wurden plötzlich ruhig, machten sich klein und verkrochen sich. Wera schloß sich im Haus ein und lauschte entsetzt dem Geheul der Tiere. Esjomotschka erwachte und begann zu weinen. Möglich fiel ihr ein, daß das Pförtchen in den Hof nicht verschlossen war. Vielleicht stand es sogar offen! Die Wölfe werden hereinstürzen, und von ihrem Nleska werden nur Fexen übrigbleiben! Vielleicht wird es vor Schreck sogar selbst hinauslaufen!

Verzweifelt stürzte Wera zur Thür. Da sah sie zufällig das Gewehr an der Wand. Rasch blitzte ein Entschluß auf. Ohne auf ihren weinenden Sohn zu achten, ergriff sie die Büchse. Ihre Hände zitterten. Mühsam öffnete sie das Klappfenster. Dann schoß sie, ohne zu zielen, das ganze Magazin leer.

Die Schüsse erschreckten nur Sjomotschka. Die tollwütigen Tiere trieben sie nicht fort. Wera, der die Schüsse Mut gemacht hatten, faßte einen andern Plan. Sie riß ein brennendes Scheit aus dem glühenden Ofen und lief damit auf den Vorbau. Gleich neben ihr war das Heulen und Röcheln und das gedämpfte Stampfen vieler Schalen und Pfoten. Entschlossen riß sie die Thür auf und warf das brennende Scheit in die tobende Masse. Und alles Lebende spritzte auseinander und jagte in die eisige Finsternis, zu Tod und Sieg. Eine halbe Minute später war alles wieder still. Im Schnee lagen die dunklen Flecken einiger zerrissener Renntierkadaver und ein verwundeter Wolf. Er wandte langsam seinen Kopf und fletschte die Zähne. Aber er konnte nicht mehr aufstehen. Wera schlug die Thür wieder zu.

Erschüttert saß sie da und drückte ihr stöhnendes Kind fest an sich. Sie fühlte es nicht. Konnte sich der Vorgänge nicht bewußt werden. In ihr war Schwäche und Leere, als ob alles Wichtige und Bedeutungsvolle verschwunden wäre.

„Mama!“ rief fast unhörbar der Junge.

Sie rührte sich nicht.

„Mama! Wo ist denn Papa?“

Und plötzlich schlug er um sich, stöhnte und plapperte zusammenhanglose Wörter. Die Mutter kam zur Besinnung.

„Sjomotschka! Mein Liebling! Mein Goldkind! . . .“

Krampfhaft, mit zitternden Fingern streichelte sie ihn, sagte ihm zärtliche, mütterliche Worte, küßte seinen Kopf und seine Händchen.

Der Kleine schlug immer noch um sich. Irgend etwas mußte geschehen. Aber was? Ihr fiel nichts ein. Ihre Willenskraft, ihr Verstand, ihr Instinkt hatten sie verlassen.

Vor dem Fenster wurde es heller. Auf dem Himmel flammten blaue und violette Säulen auf. Der leuchtende Vorhang des Nordlichtes entrollte sich und schwebte, langsam und feierlich tanzend.

Sjomotschka wurde stiller, breitete hilflos seine Arme auseinander und streckte die Beine. Die Mutter beugte sich erschrocken über ihn und horchte. Sein Atem erstarb.

„Sjomotschka! Mein Kind! Mein süßes Kind!...“

Sie legte ihn aufs Bett und stürzte zum Schrank, ohne zu wissen, warum. Dort brach sie kraftlos zusammen und kroch zurück.

„Sjomotschka . . . Sjomotschka . . .“

Sie tastete mit den Händen nach dem Körper des Kindes und konnte ihn nicht finden . . .

Am Haustor klopfte es plötzlich, aber sie kroch immer weiter und wiederholte fast lautlos den ihr so teuren Namen.

Bald klopfte es scharf und lange an die Fensterscheiben. Ein Gesicht preßte sich an das Glas. Einen Augenblick später ging knarrend, unter Klirren des Glases, der Rahmen auf. William sprang gewandt über die Fensterbank. Er streckte seine breite Hand nach dem Sohn aus, berührte ihn und zuckte zurück. Über sein verwittertes, rauhes Gesicht lief ein Schatten. Zärtlich hob er den erkaltenden Körper des Sohnes wie einen kostbaren, zerbrechlichen Gegenstand vor die Augen und saugte sich mit seinem Blick daran fest. Vor seinen Füßen lag seine Frau. Aber er sah sie nicht. Seine schweren und traurigen Gedanken drangen in das ewige Geheimnis des Todes.

Dann legte er ebenso vorsichtig die Leiche wortlos aufs Bett, warf seinen vereisten Pelz ab und beugte sich teilnahmsvoll über Wera.

„Sjomotschka! Wo hast du dich versteckt? Ich kann dich nicht finden!“

Mager, blutlos, mit leerem Blick und weit vorstehendem Bauch läuft Wera durch die Zimmer. Sie sucht jeden Winkel

ab. Blickt nicht auf die Gegenstände, sondern durch sie hindurch.

„Mein Bübchen, guckuck! Warum hast du deine Mama verlassen? Sie langweilt sich ja ohne dich. Komm heraus, mein Kleiner! Wir werden bald in die Stadt fahren!“

Manchmal kocht sie ihm Essen oder macht sein Bettchen, und ihr Gesicht ist voll mütterlicher Besorgtheit.

Aber das geschieht nur, wenn William nicht zu Hause ist. Sein ruhiges Aussehen, seine sichere Stimme und sein bedächtiger, fester Gang ernüchtern sie.

„Wera, komm, gehen wir an die Bucht! Ich werde dort die Kabelauffässer in Ordnung bringen, und du wirst mir dabei zusehen. Du mußt mehr in Sonne und Luft sein. Verstehst du?“ Er faßt sie unter und führt sie aus dem Haus. Und sie folgt willenlos. „Du erholst dich bei mir zu langsam. Du mußt stark werden. Wir werden doch bald wieder einen Sohn haben!“ Er legt seinen Arm um ihre Schulter. „Macht nichts, meine Liebe, wir werden's schon ertragen. Auch für uns werden gute Zeiten kommen. Wie geht's dir denn heute? Kein Kopfweh?“

„Nein. Heute ist's besser“, antwortete Wera leise.

„Und die Brust?“

Wera will nicht mehr sprechen. Sie beschränkt sich nur auf eine Kopfbewegung: ‚Nein, alles ist in Ordnung.‘ Aber ihr Mann gibt nicht nach.

„Nun, und was macht ‚Er‘? Wird er gesund sein, glaubst du?“

Aber Weras Gesicht huscht eine verdrießliche Grimasse. Warum läßt er sie nicht in Ruhe? Sie ist so müde! Sie möchte von allem ausruhen . . .

Manchmal lodert ihre Sinnesstrübung auch auf, wenn der Mann bei ihr ist.

„Nikolaj, weißt du, Sjomotschka haben die Wölfe . . . Ich habe dir das bis jetzt nie erzählt. Verzeih mir!“

William tritt näher an sie heran und blickt in ihre trüben, tiefliegenden Augen.

„Wera, Ssjomotschka ist an Storbut gestorben.“

„Nein! Nein!“ ruft sie schmerz erfüllt. „Wölfe! Ein ganzes Rudel ist ins Haus gedrungen. Ich habe auf sie geschossen. Habe ihn nicht hergeben wollen. Aber sie fletschten ihre Zähne und funkelten mit ihren schrecklichen Augen . . . Nikolaj, sie haben ihn mir direkt aus den Händen . . .“

„Weruffja, beruhige dich, mein Lieb!“ William zieht sie an sich, nimmt sie wie ein Kind auf den Schoß. „Das ist ja nur deine kranke Phantasie. Die Wölfe sind gar nicht ins Haus gedrungen. Ssjomotschka ist an der Krankheit gestorben. Ich habe ihn in meinen Händen gehalten. Da schau, da auf dem Hügel ist sein Grab. Wenn du willst, schauen wir es an.“

Er führt sie zum Grab und zeigt ihr den Stein, auf dem Name und Todestag stehen.

„Nein, das hast du nur so gemacht, um mich zu beruhigen . . . Wärest du nur ein wenig früher gekommen! Nur um eine Minute früher! Dann würde unser Söhnchen noch leben. Würde mit uns spazierengehen. Wie schön das wäre!“

William ging jetzt fast nie fort. Er fürchtete sich, die Frau mit ihren kranken Gedanken allein zu lassen. Er war besonders aufmerksam und zärtlich zu ihr und las ihr jeden Wunsch von den Augen ab. Oft beobachtete er sie scharf und unterschied die feinsten Schatten ihrer seelischen Regungen. Er fürchtete, daß der Zustand der Mutter auf sein kommendes Kind übergehen könnte. Das wäre leicht möglich, so natürlich und doch so schrecklich! Was würde dann sein?“

Er biß die Zähne zusammen. In unbewußtem Krampf krallten sich seine Finger bis aufs Blut in die Handfläche.

„Nein, das kann und darf nicht sein!“

Langsam glätteten sich die beiden schweren Falten zwischen seinen Brauen.

„Nein! Das wird nicht sein!“

Wera befreite sich allmählich von dem Apdruck des Winters. Sie sah noch immer traurig aus, ihr Gang war schleppend und müde, aber die Augen blickten schon klar, und sie sprach schon

nicht mehr von den Wölfen. Als William ihr — vielleicht zum hundertsten Male — das Bild geschildert hatte, das er gesehen hatte, als er von seiner Fahrt zurückgekommen war, glaubte Wera daran. Seelisch war sie jetzt gesund. Das wundervolle Frühlingswetter hatte viel dazu beigetragen. Die Sonne schien jeden Tag länger. Sie war erstaunlich stark. Alles ringsum war von ihr erfüllt. Der Himmel leuchtete. Der funkelnde Schnee strahlte blendend. Millionenfach spiegelte sich der Schein in den lebenden Furchen und Falten des Meeres. Und Millionen verschiedenfarbiger Lichter glänzten an den Bruchstellen der vereisten Felsen.

Die öde Küste wurde lebendig. Von Morgen bis Abend hörte man das ununterbrochene Geschrei der Möwen, die in riesigen Schwärmen umherflogen. Seeraben, Taucher, See- tauben und viele andere Arten von Vögeln des Meeres kamen wieder. Der Schnee war in allen Richtungen von Fuchs-, Hermelin- und andern Spuren dicht gesteppt. Das kleine Tiervolk kam, von Sehnsucht nach Sonne und Frühling getrieben, aus seinem Winterlager unter dem Schnee hervorgetrochen. In den Abenden hörte man in der Bucht die Lockrufe der Seehunde. Und die Antwort war das Geschrei der Lachmöwenschwärme.

Für William hat jetzt wieder die Fangzeit begonnen. Von den fernen Eisinseln bei Grönland oder vielleicht von noch weiter her, aus andern, unbekanntem Gegenden, kommen Herden von Seetieren: gemeine und geringelte Seehunde und Bartrobben. Sie schwimmen, dem warmen Wasser des Golfstroms folgend, nach Wajgatsch und Nowaja Semlja. Dort verbringen sie auf ungeheuren Eisfeldern in den Strahlen der grellen Sonne vergnügt den Polarfrühling und zeugen ihre Nachkommenschaft. Dort finden auch die meisten von ihnen den Tod. Zu dieser Zeit kommen aus England und Norwegen und von den Häfen der Murmanküste Dutzende von Robbenfangschiffen und fahren nach den Stätten, wo die Robben liegen. Vorsichtig kriechen die weißen Fangboote mit den Harpunieren zwischen den Eischollen durch.

Von der andern Seite kommen andere Gegner zu diesen Robbenseldern: die Eisbären. Die lautlose Stille des Ozeans wird nur von Schüssen und den Schreien zu Tode getroffener Tiere unterbrochen. Das Blut fließt in Strömen.

William als einzelner Jäger konnte in seinem kleinen Boot nicht weit ins Meer zu solcher Jagd fahren. Er jagte in der Nähe mit dem Netz. Die Robben, die in dichten Herden längs des Ufers schwimmen, kamen auf der Jagd nach Fischen jeden Tag in sein Netz.

„Wera, gehe nirgends hin. Ich werde bald zurück sein“, sagte William, ehe er ging, um seine Netze zu untersuchen. Er war um sie sehr besorgt. Sie könnte von Hause fortgehen, und ihr oder dem Kind könnte etwas geschehen. „Ich glaube, daß ich heute keine große Beute haben werde. Das Wetter ist schlecht.“

„Ich werde zu Hause bleiben und deine Jacke flicken“, beruhigte ihn die Frau.

William stolperte mit seinen schweren Seestiefeln zur Tür. Er hatte einen kurzen Seehundspelz an, eine Lederhose, auf der Schulter sein Gewehr und im Gürtel sein verlässliches Messer.

Er mußte nur eine halbe Stunde weit fahren. Schon von weitem sah er, wie die Schwimmer auf der Oberfläche hin und her gerissen wurden. Bei einem Netz siedete und schäumte das Wasser. Da hatte sich etwas gefangen. Wahrscheinlich etwas Großes.

Ohne sich sonderlich zu beeilen, griff William nach dem Schwimmer. Da hatte sich als letztes ein sehr großes, altes Weibchen gefangen. Es lebte noch. William schlug es mit dem Bootshaken auf die Schnauze, die empfindlichste Stelle. Das Tier blieb plötzlich betäubt hängen, nur seine Flossen schlugen noch im letzten Krampf. Aus der Schnauze strömte Blut. Die andern Seehunde waren schon tot. Sie hatten nicht lange ohne Luft unter Wasser bleiben können. William entwirrte mit vieler Mühe das Netz. Eine schwere, langwierige Arbeit. Seehunde verwickeln sich stets so sehr im Netz, daß man sie kaum herausbringen kann.

Einen hatte er schon. Er lag auf einer Eisscholle. Mit schnellen, geschickten Bewegungen des Messers löste er das Fell und den zwei Zoll dicken Speck vom Körper. Den stieß er gleich ins Wasser. Er brauchte ihn nicht.

Dann kam der zweite, der dritte . . . der fünfte . . .

Zwei, drei Stunden später kroch das hochbeladene Boot mit geblähtem Segel langsam in die Bucht. Es war eben Flut. Das Boot konnte tief in die Bucht bis auf den Strand fahren. Schnell sprang William hinaus. Er war zufrieden. Der Fang war gut gewesen, die Tiere besonders groß. Jetzt mußte er das Fett ablösen, die Häute putzen und einsalzen. Alles war in bester Ordnung. Aber wie ging es Wera?

Mit schwerfälligen, festen Schritten ging er über den Pfad dem Hause zu.

Heute ist ein besonderer Tag. Noch gestern hatte William gar nichts davon gewußt. Auf seinem selbstgemachten Kalender hatte er gesehen: 2. April. Das bedeutete für ihn nur, daß jetzt im Weißen Meer die heißeste Zeit für den Seejäger war und daß die großen Kabelaunzüge an die Murmanküste kamen. Aber all dies hätte er ohne Kalender genau so gut gewußt: die Länge des Tages sagte es ihm, die Schneeschmelze, das kleine Fischzeug, das sich vor Ankunft der Robbenherden in ganzen Schwärmen am Ufer tummelt. Es gibt ja so viele Zeichen, an denen ein erfahrener Küstenjäger den Beginn der Jagdzeit erkennen kann.

Aber dieser Tag war durch etwas anderes ausgezeichnet. Gestern morgen hatte ihm Wera gesagt: „Nikolaj, wir haben das ja ganz vergessen. Weißt du, was für ein Tag morgen ist?“

„Nun, was denn?“

„Denk mal nach!“

William hatte seine Brauen ernst zusammengezogen, sich bemüht, darauf zu kommen, aber eine Minute später gesagt: „Nein, ich weiß es nicht.“

„Ach, du! Morgen ist doch unser . . .“

„Ja, ja, das habe ich ganz vergessen. Das ist ja unser Hochzeitstag. Oh, das ist fein. Also, feiern wir ihn.“ Er hatte seine Frau auf die Schulter geklopft. „Was meinst du? Sollen wir ihn feiern? Vier Jahre, das ist keine kurze Zeit.“

„Warum nicht? Natürlich können wir das feiern“, hatte sie lächelnd zugestimmt.

Und nun steht heute auf dem Tisch eine Menge von guten Sachen: Kuchen und Braten und Süßigkeiten — und in der Mitte sogar zwei Flaschen Wein.

„Für wen haben wir so viel vorbereitet? In einer Woche werden wir das nicht aufessen“, sagt Wera fröhlich.

„Macht nichts, wir werden uns eben anstrengen müssen.“

Ich werde mit Mühe geben, für zwei zu essen“, scherzt William . . .

Zum Frühstück trank er einige Gläschen Jamaikarum, dann legte er sich schlafen.

Wera ging am Ufer spazieren.

Es war noch früh. Die Grate der Küstenberge glänzten wie Silber. Die Sonne, die noch von ihrem Bad im Meer ganz rosig war, rollte über diese Grate wie ein Rad über einen gepflügten Acker. Jetzt wollte sie von einem Gipfel auf einen andern springen, aber sie blieb in der Luft hängen und flammte plötzlich auf. Die Schneefelder glänzten wie Tausende von Diamantkristallen. Auf den schneefreien Stellen sprossen schon smaragdene Grashälmchen hervor. Langsam flog, träge mit den Flügeln schlagend, eine weiße Eismöwe über das Ufer und äugte neugierig nach dem Menschen. Wera saß unbeweglich, wie verzaubert, auf einem Stein. Alles war still. Das Meer, die Luft und Weras Inneres.

Wie schön ist ein Morgen im Polarfrühling, wenn die Seele froh und ruhig ist!

Aus einer nahen Mulde lief plötzlich, in weißen Pelz gekleidet, ein schlauer Fuchs heraus. Eifrig streckte er seine Schnauzenspitze überall hinein, witterte und schnüffelte nach Nahrung. Aber das Meer war heute geizig. Es hatte an dieser Stelle nichts zurückgelassen. Enttäuscht lief das Tier weiter. Ein gefleckter Seehund streckte seinen seidigen Kopf aus dem Wasser und blickte ihm nach. Lange Zeit schaute er das Ufer entlang.

Wera stand auf, um nach Hause zu gehen. Der Schnee blendete schon so sehr, daß die Augen davon schmerzten. In diesem Augenblick flog mit fröhlichem Vogelgeschwätz eine Schar Schneelerchen auf. Sie flogen auf die große Wiese, wo es mehr schneefreie Stellen gab. Auf dem Pfahl, den William zum Netz trocknen neben dem Schuppen eingerammt hatte, saßen melodisch zwitschernd zwei lichtblaue Meisen.

Wera ging in richtiger Feiertagsstimmung nach Hause.

Bald trat der schreckliche und doch so freudige Tag ein. William schliff die alten, stumpf gewordenen Schläger, seine Frau lag im Bett. Sie fühlte sich heute schon seit dem Morgen nicht wohl. Ihr Mann hatte sie unruhig gefragt: „Was hast du? Was tut dir weh?“

Sie hatte ausweichend geantwortet: „Nichts Besonderes. Wahrscheinlich eine plötzliche Schwäche. Ich werde liegenbleiben, dann wird alles bald vorüber sein...“

Aber sie wußte, was das war, und wartete angstvoll.

William wurde von allem vollkommen überrascht. Selbst als Wera in den Wehen um sich schlug, verstand er noch nicht, was los war. Aber plötzlich ging ihm ein Licht auf. War es denn möglich? Er hatte keine Zeit, lange zu überlegen: wenige Minuten später zappelte auf dem blutüberströmten Laken der winzige Körper eines Kindes. Ein schwacher, kränklicher Schrei ertönte. Durch das Gehirn des Vaters zuckte erschreckend ein Gedanke: Nicht ausgetragen! Die Mutter ist seelisch krank. Es wird ein Idiot werden! Die Stirn schien ihm krüppelhaft flach zu sein, die Augäpfel zu tief zu liegen.

Er blickte lange auf das Abbild eines Menschen, das in seinen Händen zappelte, und fragte sich in schrecklichem Schmerz: Wird er normal sein? Oder... oder... Vorsichtig, mit geradezu unheimlicher Angst, legte er das Kind neben die Mutter.

Die Tage wurden immer länger. Sie kamen schon so nahe zusammen, daß es fast keine Nacht mehr gab. Die Sonne rollte zum Horizont, wurde rosig, purpurn und versank wie ein entzündetes Auge. Hinter dem Horizont schossen goldene und purpurne Strahlen herauf. Einige Minuten später erloschen auch diese Strahlen. Die Nacht trat ein. Die durchsichtige, von zitterndem weißlichem Licht erfüllte Nacht des Polarfrühlings. Auf dem matten, graublauen Himmel schwebten weiße und hellbernsteinfarbene Wölkchen, am Horizont schimmerten die Wellenkämme in blasser Rosa, und milchige Nebelschwaden erhoben sich hier und da über der Wasserfläche.

Eine kurze Zeit später stieg die Sonne wieder über dem Horizont auf und begann ihren täglichen Lauf zum Zenit.

Manchmal trieben Eisberge von Norden her in das offene Wasser, und Wera sah, wie sie vor ihren Augen zerschmolzen wie Zucker in Tee. Sie wußte, daß dies das letzte Eis war. Bald würde sich das Meer befreien, bald würde aus Archangelsk der erste Dampfer kommen. Er wird von „dort“, von den Menschen, kommen und ihr Nachrichten bringen. Vielleicht wird Kapitän Lysjento darauf sein.

Dieser Name, der eben ihr eingefallen war, erregte sie sofort. Sie fühlte, wie ihre Hände kalt wurden und ihre Knie zitterten. Sie drückte ihr Kind an die Brust und eilte ins Haus.

„Mein lieber Sjomotschka, meine erste Frühlingsfreude! Dich werde ich niemals wieder sehen . . .“

Die einsame Wera warf sich unruhig in ihrem Bett hin und her und weinte in mütterlichem Gram. Neben ihr jammerte mit schwacher Stimme das vergessene Kind.

Wenn Wera nicht dabei war, trat William oft zum Kind, stand lange vor ihm und blickte es aufmerksam an. Manchmal schien es ihm, daß sein Sohn wirklich ein Idiot sein würde. Alle Merkzeichen waren da: ein flacher Schädel, engstehende Augen, und noch etwas schwer zu Schilderndes, aber zweifellos die Abnormität des Kindes Bestätigendes. Eine tierische Wut stammte in ihm auf. Er wußte selbst nicht, gegen wen sie sich richtete. Aber er hatte geradezu den Wunsch, das Kind zu packen und mitleidlos von einem Felsen ins Meer zu schleudern. Wozu brauchte er diese Mißgeburt? Er war nicht hergekommen, um Idioten zu züchten! Er wollte schreien: „Seid verflucht, Nacht und Schneestürme und dieses ganze Land!“ Aber gleich hatte er sich wieder in der Gewalt. „Blödsinn! Das ist ja Verzweiflung. Das ist der Schrei eines Menschen, der sich selbst verloren hat. Eine Schwäche. So geht das nicht. Ich habe noch viel Kraft. Ich werde noch mit der Natur kämpfen! Was tut's, daß sie mir einen Sohn genommen hat? Ich habe ja noch einen

ändern! Es ist nicht wahr, daß er ein Idiot sein wird! Nein! Ganz bestimmt nicht . . .!“ William sah den Sohn wieder an, und sein Gesicht heiterte sich auf. „Ein ganz gewöhnliches Kind. Gar nicht anormal. Nur klein und schwach. Das macht nichts. Es wird schon groß und stark werden! Hohoho, wird das ein feiner Bursch werden! Mitjuschka! Warte nur, wir werden dich schon tüchtig abhärten! Wirst Verstand bekommen — es wird was aus dir werden! Keine Sorge! Alles ist gut . . .! Nur schade um Esjomka: jetzt hätte ich zwei . . . So gescheit und kräftig war er! Schade . . .“

Einige Tage später erfaßten William wieder Zweifel. Er wandte sich vorsichtig an seine Frau: „Wera, wie gefällt er dir?“

„Wieso? Warum fragst du?“ entgegnete sie mißtrauisch.

„Nur so. Er gedeiht nicht recht. Wie ist denn sein Appetit?“

„Ganz in Ordnung. Er ist gut.“

„Und sein Schlaf?“

„Er schläft ganz normal.“

William atmete auf.

„Normal? Das ist gut! Es ist sehr gut, wenn der Schlaf normal ist. Warum lächelt er eigentlich nicht? Ich wundere mich, daß er nicht lächelt.“

„Das wäre doch sehr sonderbar, Nikolaj, wenn ein Neugeborenes schon lächelte. Vergiß nicht, er ist doch erst anderthalb Monate alt!“

„Ja ja, richtig! Alles geht gut. Normal. Alles normal. Das ist das Wichtigste!“ William nahm seine Pfeife, zündete sie zufrieden an und zog mit Genuß den Rauch ein. „Weißt du, Wera, da habe ich neulich einen Seehund gesehen, der war groß wie ein Stier, mein Ehrenwort! Schade, daß ich kein Gewehr hatte. Der hätte eines in den Schädel bekommen! Er ist ganz dicht am Boot aufgetaucht und hat mich lange neugierig angesehen. Einen so enormen habe ich noch nie gefunden. Ein sehr altes Tier . . . Abri gens, mein Frauchen, gibst du mir vielleicht jetzt meinen Tee? Wie? Und eingemachte Dorfbeeren dazu. Darauf habe ich heute Lust . . .“

Wera ging jetzt täglich an die Bucht. Sie flog auf einen Felsen und blickte in die blaue Ferne. Aber das Meer war öde, und sie ging traurig wieder nach Hause.

Eines Tages tauchte auf dem Horizont ein winziges Pünktchen auf, wuchs und wurde deutlicher. Rauch stieg darüber empor. Vor Aufregung zitterten Wera Hände und Füße. Sie drückte ihren Sohn fest an sich. Das Kind begann zu weinen. Sie lief ins Haus, um es zu stillen und zugleich das Fernglas zu holen. Dann lief sie wieder hinaus. Ohne das Kind. Mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne die Kälte und ihre Müdigkeit zu spüren, blickte sie auf das immer größer werdende Schiff. Bald konnte sie es erkennen. Es war der „Donner“. Kapitän Lysjzenko. Also würde es länger hierbleiben als gewöhnlich. Er, der Kapitän, würde bei ihr Tee trinken und ihr verschiedene Neuigkeiten erzählen. Wo war nur William? Würde er bald kommen? Ihr war bange zumute.

Mit Getöse fiel der Anker des Schiffes. Auf Steuerbord wurde ein Boot herabgelassen. Aus ihm leuchteten vier Matrosengesichter und ein fünftes, das bekannte . . .

Nein! William sollte jetzt nicht zurückkommen! In seiner Gegenwart würde sie sich nicht so freuen können.

Kapitän Lysjzenko war ebenso munter und lebenslustig wie immer. Er schien sogar jünger geworden zu sein. Vielleicht, weil er schlanker geworden war und seinen kleinen blonden Bart abrasiert hatte.

Sie saßen im Hause. Wera las eilig und aufgeregt die Briefe. Der Kapitän hatte ihr fast ein Duzend mitgebracht.

„Wera Jakowlewna, Sie müssen verzeihen . . . Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber Sie sind hier sehr gealtert.“

Wera blickte vom Brief auf.

„Ich gealtert? Warum soll ich deswegen beleidigt sein? Ich danke Ihnen sehr für Ihre Offenheit und Wahrheitsliebe . . . Ja, ich bin sehr gealtert. Wieviel habe ich doch in dieser Zeit erlebt! Wissen Sie, Esjomotschka . . .“

Sie sprach nicht weiter, senkte ihren Kopf und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ihre Schultern bebten.

Der Kapitän verstand.

„Sjomotschka? Ist es möglich? . . . Wera Jakowlewna, das ist ja entsetzlich! Sie können doch hier in dieser Umgebung nicht leben, Sie, eine so zarte Frau, die ein ganz anderes Milieu gewöhnt ist!“

Er konnte nicht weitersprechen. Das Kind, auf das er bei seinem Eintritt nicht geachtet hatte, weinte in seinem Bettchen. Wera stand schweigend auf und wiegte es. Der Kapitän sah verwirrt ihren Rücken an, ihren schöngeschweiften Nacken mit den losen blonden Locken. Er fand keine passenden Worte. Alles war klein und nichtig vor dem unter äußerer Ruhe verborgenen Kummer dieser Mutter.

Wera beruhigte das Kind und wandte sich wieder ihrem Gaste zu. Sie setzte sich auf einen Stuhl und lächelte schmerzlich.

„Sehen Sie, Wladimir Petrowitsch, statt Sjomotschka haben wir jetzt Witsja . . . Ein schrecklich launisches Kind. Den ganzen Tag lang quakt es. Es ist kränklich.“

Sie senkte wieder den Kopf.

Ljssenko berührte vorsichtig ihre Schulter.

„Wera Jakowlewna, es hängt nur von Ihnen ab. Sie müssen es nur wünschen . . . Ein Wort von Ihnen . . . Wera Jakowlewna!“ Er nahm ihre Hand und berührte sie mit den Lippen. „Es ist unglaublich schwer für Sie. Schließlich lieben Sie ihn doch nicht. Das weiß ich. Ich bin davon fest überzeugt . . .“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht. Aber ich kann nicht. Ich habe mir das Wort gegeben.“

„Meine Liebe, das ist Unsinn. Das sind Dummheiten. Ihr Leben und das Leben Ihres Kindes sind mehr wert als jedes Ehrenwort.“

„Das habe ich nicht so gemeint. Ich habe gar kein Wort gegeben. Aber ich kann nicht. Ich habe nicht die Kraft dazu . . . Nein, nein! Ich liebe ihn doch und werde bei ihm

bleiben, so schwer es mir auch fallen mag. Ich werde! Ich werde!"

Die letzten Worte schrie sie heraus, als wollte sie damit sich selbst überzeugen.

"Wenn das so ist, dann soll es so bleiben. Sprechen wir von etwas anderm." Ljssjenko ging zweimal durchs Zimmer. "Na, wie war Williams Winterjagd?"

"So ungefähr drei Duzend Füchse. Übrigens, ich weiß nicht, es kann auch weniger sein", antwortete Wera unwillig.

Sie sprachen über die Winterjagd, das Wetter, das Leben in der Stadt, aber beide dachten an etwas anderes und vermieden sorgfältig, den toten Sjomotschka zu erwähnen.

Der Kapitän sah auf die Uhr und stand auf.

"Na, ich muß jetzt fort. Auf Wiedersehen!"

"Was, Sie müssen schon gehen?" fragte Wera erschrocken.

"Also wieder für einige Monate?"

"Ich weiß nicht. Wenn wir nicht ins Ausland fahren, dann vielleicht nächsten Monat, auf der dritten Tour." Er setzte seine Mütze auf. Sein Blick fiel auf die Kiste, die seine Matrosen mitgebracht hatten. "Da habe ich ein Geschenk für Sie..."

"Aber wie unnötig! Warum tun Sie das?"

"Nein, nein, ein Andenken. Ich will, daß Sie an mich denken. Sie sollen sich nicht so langweilen. Das ist ein Grammophon."

Ljssjenko lächelte ein wenig verlegen und reichte ihr die Hand.

"Warten Sie! Bleiben Sie noch ein wenig! Ich muß Ihnen noch etwas sagen. Aber es ist mir im Augenblick entfallen, was."

Wera ließ seine Hand nicht los, und er hob seinen Blick nicht.

"Wera Jakowlewna." Der Kapitän flüsterte das. "Vielleicht haben Sie sich doch entschlossen. Sagen Sie nur ein Wort. Nur ein 'Ja'. Und Ihr ganzes Leben wird anders verlaufen. Ich werde alles für Sie tun! Nun?"

Er beugte sich zu ihrem Gesicht und faßte sie an den Schultern.

Sie schwieg und lehnte ermüdet den Kopf an seinen Mantel.

„Ich warte. Ja oder nein?“

„Ich weiß nicht . . . Es fällt mir schwer . . .“

Der Kapitän blickte wieder auf die Uhr.

„Ich muß gehen. Ich bin ohnehin schon zu spät dran.“

Er reichte ihr wieder die Hand.

Wera erhob ihr verweintes Gesicht und nickte fast unmerklich. Lysjtenko hörte nicht, ob sie dabei etwas sagte oder nicht, aber die Kopfbewegung verstand er.

„Also: Ja? Ja?“ Toll vor Freude umarmte er sie, ließ sie aber sofort los und sagte hastig: „Aber jetzt schnell! Schnell! Ziehen Sie sich an und nehmen Sie Ihren Sohn. Den Zettel für William werde ich selbst schreiben!“

Bei Erwähnung ihres Mannes wurde Wera nüchtern.

„Nein, jetzt werde ich nicht fahren“, sagte sie entschlossen und wiederholte: „Jetzt sofort fahre ich nicht mit Ihnen.“

„Wieso denn? Sie haben doch eben ‚Ja!‘ gesagt.“

„Ich kann ihn nicht so allein lassen . . . Alles stehen und liegen lassen, davonlaufen. Nein! Ich kann nicht!“

„Aber wann wird es denn geschehen?“

„Ich weiß nicht. Dann. Später. Wann Sie wollen. Nur nicht jetzt.“

Der Kapitän nahm ihren Arm.

„Gehen wir. Auf dem Schiff wird man schon ungeduldig sein. Ich werde Ihnen unterwegs etwas sagen.“

Am Ufer standen neben dem Boot die Matrosen.

Lysjtenko winkte ihnen mit der Hand.

„Ich komme!“ Er wandte sich zu Wera und sagte rasch: „In zwei Wochen kommt ein Schoner an die Schwarze Landzunge. Sein Kapitän ist Ssergej Stjepanowitsch Klimow. Nun, zu dieser Zeit müssen Sie zum Leuchtturm kommen. Mit allem . . . Und Ssergej Stjepanowitsch wird Sie mitnehmen. Hören Sie? Und wenige Tage später wird er Sie zu mir nach Archangelsk bringen. Haben Sie verstanden? Noch einmal: in zwei Wochen

am Leuchtturm. Dort wird der Schoner sein. Kapitän Esergei Stjepanowitsch Klimow . . .“

Wera wollte etwas sagen, Einwendungen machen, mit irgend etwas unzufrieden sein. Aber es war schon zu spät. Sie waren bereits am Wasser. Die Matrosen ergriffen die Riemen, der Kapitän küßte ihr die Hand, lächelte zärtlich und ermutigend und sagte bedeutungsvoll: „Auf baldiges Wiedersehen, Wera Jakowlewna! Nur Kopf hoch! Nehmet Sie sich zusammen!“

Das Boot tanzte auf den Wellen. Wera stand erregt, ohne sich Rechenschaft von dem Geschehenen zu geben, auf dem Felsen und winkte mit dem Taschentuch. Hinter ihr klangen plötzlich die bekannten Schritte.

„Warum eilt er denn so? Als ich die Sirene hörte, bin ich fast im Lauffschritt gekommen, und trotzdem zu spät!“

William betrachtete Wera aufmerksam und beunruhigt.

„Warum bist du denn so komisch? Fühlst du dich vielleicht nicht wohl?“

„Nein, mir fehlt nichts“, sagte Wera und wich seinem Blick aus.

Er legte seinen Arm um ihre Hüfte und winkte mit der andern Hand dem Schiffe zu, das eben den Anker aufgeholt hatte und der Bucht das Heck zuwandte.

„Jetzt gehen wir, sonst wird das Kind weinen.“

William drückte die Frau enger an sich und ging mit festen Schritten ins Haus. Seine Frau ließ er dabei nicht los.

Das Leben war in zwei Teile gespalten: zwei Leben und zwei Weras. Die eine, die alte, war hier mit Mann und Kind an der einsamen Polarküste. Hier hatte sie ihre Familienfreunden und die Sorgen des Haushaltes, ihre stille Trauer und ihren unvergänglichen Kummer. Alles war wie früher. Das Gewohnte. Das gleiche, was sie im Laufe dieser endlosen vier Jahre erlebt hatte.

Aber die andere Wera lebte in einer neuen, phantastischen Welt, die voll Bewegung und greller Farben war. Dort gab es Musik, Theater und Straßen voll Lärm und Trubel. Aber die Hauptsache: es gab dort Menschen. Menschen. Tausende von Menschen.

Und diese beiden Frauen, die einander gar nicht ähnlich waren und doch in einer Hülle lebten, führten einen ständigen Kampf gegeneinander. Bald hatte die eine die Oberhand, bald die andere. Es war schwer, vorauszusagen, welche siegen würde. Sehr oft fragte William, den der ungewöhnliche Zustand seiner Frau beunruhigte: „Wera, ich habe Angst um dich. Du bist so sehr verändert. Was ist mit dir los?“

„Mit mir ist gar nichts los. Ich bin genau so wie früher.“

„Nein, du hast etwas.“ Er sah sie prüfend und unruhig an. „Sag mir, ist dir vielleicht etwas geschehen? Bist du gesund?“

„Nein, mir ist nichts geschehen, und ich bin vollkommen gesund. Mach dir keine unnützen Sorgen“, antwortete sie mit unterdrücktem Ärger.

„Du mußt mehr an die frische Luft, mehr spazierengehen. Es schadet dir, daß du immer allein bist. Ich meine, daß du dich deiner Einsamkeit immer hingibst und denkst!“ drang der Mann in sie . . .

An manchen Tagen war Wera ungewöhnlich erregt. Aber nur in Williams Abwesenheit. Wenn sie ihre Hausarbeit voll-

endet hatte, ging sie in die Talmulde in der Nähe des Hauses, die schon ganz mit Frühlingsgrün bedeckt war. Ihr Söhnchen nahm sie mit sich. Sie legte den Jungen auf eine Decke mitten zwischen die Blumen und spielte mit ihm. Sie legte Moos oder Blaubeerzweige oder weiße Sternblumen um ihn herum und versteckte sich hinter einem nahen Felsblock.

„Guckuck, Mitjinka!“

Der Kleine begann mit seinen noch dummen Auglein umherzuschauen. Sein Gesicht verzog sich weinerlich. Dann lief die Mutter zu ihm und klatschte in die Hände.

„Da bin ich ja! Guck doch, mein Bübchen!“

Oder wenn sie einen Schmetterling sah, zeigte sie ihn dem Kleinen mit kindlicher Freude.

„Mitja, Mitja, schau, eine Blume ist vorübergeflogen. Ich werde sie dir fangen!“

Sie sprang auf, lief über die Wiese und wollte den Schmetterling fangen. Dann kehrte sie mit gerötetem Gesicht zurück und küßte das Kind wild ab.

„Ja, du bist mein gescheiter, lieber Junge! Wie lieb ich dich habe!“

In diesen Augenblicken dachte Wera weder an ihren Mann noch an Kapitän Lyssjenko. Sie war einfach fröhlich, ohne einen besondern Grund.

Zur Ebbezeit sammelte sie auf dem Strande bunte Muscheln und glattgeschliffene Kieselsteine.

„Da, Mitjinka, jetzt werden wir mit diesen Steinen spielen, und dann werden wir sie uns als Andenken aufheben.“

Das letzte Wort gab ihr einen Stich. Unbewußt öffnete sie die Hand und ließ fallen, was sie gesammelt hatte. Ihre Stimmung schlug plötzlich um. Sie wurde traurig. Die Sonne schien nicht mehr so zärtlich, das Grün der Mulde war nicht mehr so schön, das Geschrei der Vögel am Ufer ging auf die Nerven. Müde wandte sie sich dem Hause zu.

Der Blumenstrauß, den sie für den Tisch ihres Mannes gepflückt hatte, schien ihr überflüssig. Waren das denn Blumen?

Konnte so kleines Zeug als Zierde dienen? Wieder überfiel sie dieses traurige Gefühl.

In einem strahlenden, ruhigen Frühlingstag fuhr William zur fernen Sandbank. Ohne seine Frau fischte er nur „aufs Aufhaken“. Einfach und mühelos. Das war anders als mit der Grundangel. Eine lange feste Leine, daran ein leerer Doppelhaken mit einem Gewicht. Manchmal noch ein glänzender Blechstreifen in Form eines Fisches. Das ist das ganze Gerät. Man kann aber auch ohne dieses Stückchen Blech fischen. Der Kabeljau ist dumm. Und außerdem sind so viele von diesen Fischen da! Erstaunlich viele!

William verankerte das Boot, setzte sich bequem ans Heck und warf den Haken mit dem Gewicht über Bord. Sobald der Haken den Grund berührte, zog er wieder zwei bis drei Armlängen Leine ein und begann schnell daran zu zupfen. Eine Minute später saß schon etwas daran. Dann wurde die Leine schnell aufgeholt. Am Haken zappelte ein Fisch, der an den Riemen oder an der Seite oder wo immer der Haken gefaßt hatte, gefangen worden war. Im Eismeer, besonders an der Murmanküste, gibt es unzählige Mengen dieser Fische.

Williams Arme waren vom Ziehen der Angel müde. Auch waren nicht mehr so viele Fische da. Der Hauptschwarm war anderswohin gezogen. Eine günstige Brise kam auf. Er konnte, ohne zu rudern, bis nach Hause kommen.

Er wickelte sein Gerät auf. Für heute war es genug. „Ich will mal ein wenig zu Kusma hinüber“, beschloß er. Kusma war der Leuchtturmwärter, der auf der halben Strecke zu Williams Haus wohnte. Das Boot fürchte träge das faule Wasser. Der Frühling liebt die Wellen nicht. Auf der blauen Weite waren nur sanftgekräufelte Wogen. Müde und schlafbedürftig rollte die Sonne unwillig über den Horizont. Eigentlich sollte sie doch noch ein wenig tiefer sinken, aber sie war schon zu faul dazu. In dieser kalten Gegend war es so wirklich angenehmer.

William steuerte in die bekannte kleine Ducht...

Er riß die feste Thür der Hütte auf und verschwand in Knaster-
rauch.

„Grüß Gott, du Einsiedler! Na, was gibt's? Lebst du noch?“

„Und ob! Was kann uns alten, ausgepichteten Kerlen denn
geschehen? Der Wassermann holt uns nicht — so leben wir
zweimal so lang!“

Rusma war groß und schlank, nur das Alter hatte ihn schon
ein wenig gekrümmt. Statt der Barthaare wuchs ihm — wie
auf einem der Steinblöcke auf dem Strande — grünliches
Moos vom Kinn bis zu den Augen.

„Von dieser Pritsche gehe ich geradeswegs ins Paradies.
Wenn du willst, nehme ich dich mit. Ich verschaffe dir dort
Protektion.“

„Nein, danke. Mir geht's auch hier gut“, antwortete
William, setzte sich auf die Pritsche und rauchte seine
Pfeife an.

Der Alte setzte einen Guseisentopf auf den Herd und zog
unter dem Ofen Holz hervor.

„Die Fische ziehen noch nicht richtig. Das beginnt erst morgen
oder übermorgen“, sagte Rusma sachverständig. Er spuckte auf
das Ende eines Spanes, tauchte ihn in Schwefelstaub und
legte ihn so auf die heißen Kohlen. Der Span flammte auf.
Rusma spart mit Streichhölzern!

Sie saßen an dem kleinen Tischchen, das niemals noch ge-
waschen worden war, sahen beim Licht des einen kleinen Lämp-
chens ganz unheimlich aus und führten sonderbare Gespräche.
Vor ihnen standen zwei von Tee gebräunte Steingutnäpfe,
lagen angeknabberte Zuckerstücke. Von Zeit zu Zeit stand Wil-
liam erregt auf und machte einige Schritte durchs Zimmer.
Seine Worte waren so schwerfällig wie seine Schritte, aber sie
waren glattgehobelt und wohlgefügt. In diesem schmutzigen
Zimmer, vor dem ungewöhnlichen, bemoosten Greis, entblößte
er sich, sprach das Geheimste aus, über das er lange Jahre
hindurch tief nachgedacht hatte.

„Rusma, wir machen jetzt eine böse Zeit durch. Die Mensch-

heit steigt empor, aber der Mensch wird immer nichtiger. Die Menschen bauen ganz vollendete Maschinen, aber die menschliche Maschine ist einen Dreck wert. Alle Schrauben sind verrostet. Die Maschine knarrt. Die Menschen haben jetzt gelernt, wie Vögel zu fliegen, aber von ihrer Faulheit, ihrer geistigen Trägheit, ihren Vorurteilen können sie immer noch nicht fortfliegen. Sie hören einander über Hunderte von Meilen, aber die Stimme der Natur können sie immer noch nicht verstehen. Die Stimme der Natur, die sie umgibt, und die, die in ihnen ist. Das ist aber doch ungeheuer wichtig! Das ganze Leben hängt davon ab. Darum sind auch diese Stadtaffen meistens kleinwinzig, ohne seelische Kraft, ohne Willenstärke."

William trank den kaltgewordenen Tee auf einen Zug aus, machte wieder einige Schritte und blieb vor Kusma stehen.

"Nun, die Menschen werden über dieses Meer fliegen. Vielleicht werden sie lernen, sogar den Gedanken in die Ferne zu übertragen. Nehmen wir an, daß es weder Reich noch Arm geben wird, daß viele schreckliche Krankheiten ganz verschwinden werden, daß die Menschen hundert Jahre alt werden, ja, daß man das Leben selbst verschönern können wird. Nun, wird das gut sein? Ja, sehr gut! Nun, und ist das alles? Nein, nicht alles! Bei weitem nicht alles. Es fehlt noch etwas Anderes, scheinbar Unbedeutendes, aber in Wirklichkeit sehr Wichtiges . . ."

William verstummte und setzte sich an den Tisch. Er saß, das Kinn auf die Hand gestützt, starrte in die Leere des Zimmers und kaute an seinem schwarzen Bart, der struppig seine Wangen bedeckte. Kusma goß ihm noch einen Napf voll Tee ein und stellte ihn vorsichtig vor ihn hin.

"Ich denke auch manchmal nach", sagte Kusma. "Zeit habe ich ja genug. In der Einsamkeit läßt sich's gut denken, besonders wenn Sturm ist." Der Alte steckte wieder einen Span ins Schwefelpulver und langte nach dem Feuer. Durch sein Kohleinenhemd sah man die Wirbel seines Rückgrats. Wieder sah man seinen haarigen Nacken und seinen runzligen Hals. "Wenn

das Meer brüllt, läßt's sich gut denken", begann er wieder. „Da kommen einem auch verschiedene Zweifel über das Leben. Als ich noch ein kleiner Junge war, wollte ich gern Räuber werden. Ich schlief und sah mich im Traum als Hauptmann. Mit einem Dolch und Lotschläger. Ich pfeife aus dem Walde wie eine Nachtigall, ich stoße einen heldischen Ruf aus, da bleibt der Kaufmann, der vorüberzieht, zitternd stehen: 'Nimm dir alles, was du willst, nur schone mein Leben!' Nur Reiche wollt' ich ausplündern . . . Dann bekam ich Lust, unter die Mönche zu gehen. Wahrscheinlich wollte ich fromm werden, mir das Paradies erbeten. Und dann — wurde ich sozusagen ein Seemann. Und ich weiß nicht, welche meiner Linien die richtige gewesen wäre. Vielleicht wäre ich besser Räuber geworden. Ich lebe und stehle dem lieben Gott den Tag. Aber doch klammere ich mich mit allen vieren ans Leben. Wie ein Hund mit schlechter Nase: läuft hin und her, steckt seine Schnauze nach rechts — da ist nichts. Steckt sie nach links — da ist auch nichts. Der Knochen aber liegt in der Mitte . . . Wie man sieht, ist es das wichtigste, diesen Knochen auszuschnüffeln . . . Wo ist er? Der Teufel weiß, wo er ist . . .“

William schien ihm nicht zugehört zu haben. Er schüttelte den Kopf und setzte seinen nicht zu Ende gesprochenen Gedankengang mit starker Betonung fort: „Die Menschen sind in ihrer Masse schlapp und müde. Von Zeit zu Zeit flackern sie wohl auf, aber in der Zwischenzeit sind sie leer . . . Ich glaube, daß die Menschheit sich schon ihrem Gipfel nähert. Dann wird wieder der Abstieg beginnen. In hundert oder zweihundert Jahren werden die Menschen nicht mehr wissen, wohin sie gehen und was sie tun sollen. Ich weiß, wohin ich gehe! Aber die werden es nicht wissen . . . Man muß einen neuen Aufstieg beginnen, und dazu muß man Kraft aufspeichern. Nicht so einfache Kraft, nein, die Kraft eines Urtieres . . .“

Rusma nahm die selbstgefertigte Tonpfeife aus dem Munde und klopfte sie am Tischrande aus.

„Du meinst also, es müsse wieder bergauf gehen?“

„Ja.“

„Und muß das unbedingt sein?“

„Unbedingt. Der Weg bergab ist der Weg zur Entartung, zur Verblöddung. Stehenbleiben aber ist Tod und Verfall . . .“

Einige Minuten lang saß William unbeweglich da. Er wandte seinen schweren Blick von irgendeinem unsichtbaren Punkt im Winkel nicht ab. Die ungelentken Finger seiner linken Hand trommelten unbewußt gegen den Rand des Schemels. Er wandte sich Kusma wieder zu und blickte ihn aufmerksam forschend an.

„Wird dir nicht manchmal bange?“

Kusma zuckte verwundert die Achseln.

„Hm . . . Und wovor soll ich mich fürchten? Vor Tieren oder schlechten Menschen? Oder vor Teufeln und Gespenstern? Ich bin kein Feigling und habe mich in diesen dreißig Jahren an mancherlei gewöhnt.“

„Weder vor Tieren noch vor Menschen, sondern vor dir selbst. Vor deiner Einsamkeit, deinen Zweifeln, Gedanken.“

„Was soll ich dir sagen? Manchmal ist mir schon traurig zumute. Man denkt an seine Jugend, sein früheres Leben. Aber daß ich mich sehr langweile — nein, das gibt's nicht . . . Als ich meine Frau in die Erde legte, dort hinten auf dem Hügel, da war schon allerhand los. Sehnsucht. Kummer. Angst. Und als sie noch bei mir war, hatte ich ja auch mein gerütteltes Maß Sorgen. In dieser Gegend ist's schlecht, wenn man kein Weib hat. Aber wenn man eines hat, ist's nicht besser. Man weiß nicht, was man tun soll.“

„Soo . . . Also du hast keine Angst? Das ist gut! Ich fürchte mich auch nicht.“ William blickte durchs Fenster und horchte, wie das Meer gegen die Felsen plätscherte. In gleichmäßigen Abständen flammte der Strahl des Leuchtturms vom Ufer aus über das Wasser und erlosch wieder. William sprach, nun schon nachdenklich, weiter: „Manchmal tun mir meine Frau und das Kind leid. Die haben es hier schwer. Aber was kann man machen? Dorthin, in die Stadt, kann und will ich nicht. Zahrelang

habe ich darüber nachgedacht. In der ersten Zeit hatte ich oft Zweifel, quälte mich. Jetzt nicht mehr. Jetzt ist mir alles klar . . .“

„Ja . . . Vielleicht ist es auch besser, daß dein Erster gestorben ist. Es wäre nichts aus ihm geworden“, sagte Kusma ganz unvermittelt und klapperte mit dem Geschirr. „Es ist gut, daß er sich in seiner Jugend nicht quälen mußte.“

„Wieso ist das besser? Warum?“ wandte sich William rasch ihm zu.

„Es ist so schon besser! Wann ist er geboren worden? Im Herbst, in der Nacht. Da ist hier kein russisches Klima! Er wäre ein Schwächling geworden. Verschiedene Krankheiten hätten ihn zermürbt. Ein Krüppel wäre er geworden . . . Letzten Herbst habe ich drei Welpen ins Meer geworfen. Ein Hund ist hier kostbarer als ein Pferd, aber ich habe sie doch hineingeworfen, — weil sie Herbsthunde, Nachthunde waren. Die sind immer krank, von denen hat man nichts.“

Die qualmenden Scheite im Herd brannten nieder, und ihr Widerschein fiel auf zwei düstere, härtige, finsterblickende Menschen. William — er war groß und hatte kantige, grobe Gesichtszüge — sah aus wie ein Holzgöbe. Hastig stand er auf, reckte seine breiten Schultern und sagte, als ob er sich selbst überzeugen wollte: „In die Stadt werde ich doch nicht fahren, und ich will nicht, daß meine Kinder hingehen . . . Lebe wohl!“

Dhne seinen Hut aufzusetzen, schritt er zur Schwelle.

Wera flüchte am Ufer das Netz. Neben ihr auf einer Decke lag das Kind und spielte mit seinen Füßchen. Es war sonnig und still. Wera war so in ihre Arbeit vertieft, daß sie nicht bemerkte, wie ein Boot in die Bucht fuhr. Erst als Mitja aus irgendeinem Grunde weinte, wandte sie sich um. Das Boot näherte sich schon dem Ufer. Am Heck stand der alte Ambrossi, an den Riemen saßen Nikita und seine Frau. Die Ankunft fremder Menschen war für Wera stets ein Fest. Sie ging ihnen eilig entgegen.

„Grüß Gott, kleine Frau! Da haben wir Sie mal wieder besuchen wollen. Man muß ja wissen, was die lieben Nachbarn machen!“ schrie schon von weitem Ambrossi, als er den Uferhang hinauffstieg.

„Onkel, hilf mal. Allein werden wir das nicht hinaufziehen!“ hielt ihn Nikita zurück, der sich mit dem Boot abplagte.

„Laß nur, wird schon nicht abtreiben. Kannst die keine um einen Stein binden.“ Der Alte wandte sich wieder zu Wera. „Aber du, junge Frau, bist mager geworden, meine ich. Hast wohl Heimweh? Das ist nicht gut. Hat keinen Sinn. Und wo ist denn er, der Hausherr?“

„Er ruht ein wenig, ist eben erst zurückgekommen.“

„Aha! Er ruht. Na, soll er nur. Aber weißt du was, zeig uns mal die Maschine, die man euch aus der Stadt gebracht hat.“

„Welche Maschine?“ fragte Wera erstaunt.

„Na, die, die so spricht wie ein Mensch. Verschiedene Lieder singt. Wir sind auch deswegen gekommen. In der ganzen Küste erzählt man sich doch von dem Ding, das ihr da habt.“

„Ach, das Grammophon! Ja, woher wißt ihr das denn?“ fragte sie verwundert.

„Du siehst ja, daß wir's wissen. Eine Möwe hat es uns auf ihrem Schwanz zugetragen.“

Onkel Ambrossi lächelte verschmizt und streichelte seinen struppigen roten Bart.

Das Hundegebell weckte William. Er kam aus dem Haus und wartete auf dem Vorbau.

„Na, das ist schön. Sehr schön. Kommt ihr von Hause, oder seid ihr wo gewesen?“

„Eben von Hause. Wollten mal deine Menschenmaschine anschauen“, antwortete der Alte.

William lachte auf.

„Das hat Kusma ausgeplaudert! Wann hat er euch das erzählen können? Na schön, muß ich's euch also zeigen. Kommt!“

Als William das Grammophon aufzog, blickte der Alte in den Trichter und klopfte auf den Deckel.

„Das schaut ja wie ein gewöhnliches Ding aus — eine Trompete und eine Kiste. Wieviel solche Kästen und Kisten habe ich in meiner Jugend gemacht! Und nicht schlechter bemalt . . . Schauen wir also, wie es singen wird . . .“

Bei den ersten Lauten der Menschenstimme fuhr der Alte auf. Sein Gesicht nahm einen ganz erstaunten Ausdruck an. Bis zur letzten Minute hatte er noch nicht daran geglaubt. Müßige Leute können ja viel schwätzen! Die Frau aber wich an die Wand zurück und bekreuzigte sich hastig. Nikita stieß sie in die Rippen und beruhigte sie: „Was denn, Dumme?! Das ist doch eine Mechanisme!“

Als William die Platte wechseln wollte, hielt Umbrossi ihn zurück.

„Laß das mal richtig angucken!“

„Guck nur, ist ja alles da, kannst es ja sehen.“

„Mach die Kiste auf. Was ist denn oben? Eine Trompete und eine Scheibe! Das ist nicht viel wert. Wollen mal sehen, was drinnen ist.“

William hob den Deckel ab. Dinkel und Nessel untersuchten lange die Feder, den Trichter, die Schalldose, blickten sogar unter den Kästen und konnten doch nicht verstehen, was da sang und wie es sang.

„Ich dachte, da drin wären irgendwelche Pfeifen oder Hör-

ner, aber da ist ja, sieh mal an, gar nichts Wichtiges drin!" sagte der Alte erstaunt. „Direkt eine Teufelei!"

William versuchte, ihnen das Prinzip des Apparates zu erklären, aber offensichtlich verstanden sie es beide nicht.

Der Onkel sagte: „Schon gut, wirst uns ein andermal erzählen, was und wie. Aber jetzt wollen wir vom Geschäft reden.“

„Na schön, wollen wir. Also hast du auch ein Geschäft für mich? Und ich dachte, du seist nur so zu Besuch gekommen, die Maschine zu hören“, lächelte William.

„Der Besuch ist schon 'n Besuch, aber übers Geschäft kann man ja bei der Gelegenheit auch reden!“ antwortete Ambrossi ernst. „Hör jetzt mal an, was ich dir sagen will. Du hast Gerät, aber keine Arbeits Hände. Wir haben Arbeits Hände, aber kein gutes Gerät. Na, vielleicht wollen wir eins werden? Was meinst du?“

„Und meine Hände sind vielleicht keine Arbeits Hände?“ wich William einer geraden Antwort aus.

„Das will ich nicht gesagt haben. Aber wenn du auch geschickt bist, höher als der Kopf kannst du nicht springen. Was du auch anpackst, immer hast du nur zwei Hände. Ob du ruderst oder steuerst oder die Grundangel auslegst. Und für die Köderfische hast du ja auch ein Netz. Hast wohl damit noch nicht arbeiten können?“

„Nein. Ich habe da in der Nähe gute Würmer gefunden. Die habe ich gemästet und damit die Haken befördert. Aber jetzt fische ich aufs Aufhaken. Mit der Grundangel gibt's so viel Schererei“, antwortete William.

„Würmer — das ist nicht das Richtige. Und aus der Faktorei wirst du dir die Köder wohl auch nicht holen wollen. Wir könnten uns die Fischchen und Ködermuscheln selbst fangen. Zusammen könnten wir was ausrichten — Donnerwetter, alle Achtung! Ich könnte auch mein Häuschen hier in die Nähe bringen. Dort gefällt's mir nicht. Laß dir das mal durch den Schädel gehen.“

Als der Alte die Übersiedlung des Hauses erwähnte, stellte William sich gleich gegen ihn. Er wollte durchaus keine Nachbarschaft. Er sagte trocken: „Schön. Ich werde nachdenken. Sprechen wir ein andermal darüber. Vielleicht vor der nächsten Fangzeit. Aber jetzt wollen wir noch ein bißchen zuhören.“

Und er zog das Grammophon wieder auf.

Je näher die vom Kapitän für die Flucht bestimmte Zeit kam, desto unruhiger wurde Wera. Nicht immer ist die Vernunft mit dem einverstanden, was das Herz gutheißt. Sie versuchte, auf jede mögliche Weise den Augenblick des Entschlusses hinauszuschieben. Sollte sie fahren oder nicht? Ohne sich darüber klar zu sein, machte sie sich jeden Tag zur Abreise fertig. Sie wusch und bügelte ihre und Mitjas Wäsche und legte sie sorgfältig in einen Reisekorb, der bis dahin leer in der Kammer gestanden war. Auch noch andere Sachen legte sie hinein: einiges Kinderspielzeug, ein kleines Herbarium mit Polarpflanzen und ihr Tagebuch.

Als der Korb schon voll war, ärgerte sich Wera plötzlich über sich. Sie warf hastig alles heraus und trug ihn wieder in die Kammer. Einen Tag später lagen die herausgeworfenen Sachen wieder im Korb, sorgfältig in der gleichen Ordnung hineingelegt.

Zwei Tage vor der bestimmten Zeit faßte Wera endgültig einen Entschluß. Endlich wurde ihr wieder leichter ums Herz. Jetzt konnte sie ihrem Manne ins Auge blicken und einfach, mit ihrem gewöhnlichen Ton sprechen. Die Lüge hatte sich gegen Weras Willen in der Tiefe ihres Bewußtseins verborgen.

Am Vortage der Abreise fühlte sie sich wieder schlechter. Aber William war in glänzender Stimmung. Beim Mittagessen erzählte er von seinen Jagdabenteuern und lachte und scherzte mit seinem Sohne. Eine außergewöhnliche Zärtlichkeit zu Wera und Mitja brach bei ihm durch. Das machte Wera nervös, kam ihr verdächtig vor. Ahnte er etwa die beabsichtigte Flucht? Wollte er sie nicht durch seine Aufmerksamkeiten bestechen?

Wieder stiegen die unterdrückten Zweifel auf. Sie quälte sich die ganze Nacht lang. Als der Morgen graute und sie einschlief, ging William auf die Jagd.

Alles war bereit. Jetzt mußte sie nur noch die Renntiere einspannen und die Sachen hinaustragen. Ja, noch der Brief! Das war das Schwerste. Im Laufe der letzten Woche hatte sie sich mehrmals darangemacht, ihn zu schreiben. Aber immer hatte sie ihn schon nach den ersten Zeilen zerrissen. Nie war es das Richtige gewesen. Sie hatte keine aufrichtigen, klaren Worte gefunden. Sie mußte überzeugend, einfach und herzlich schreiben. Aber es war alles falsch und hysterisch gewesen.

Wieder setzte sie sich und schrieb:

„Lieber Nikolaj, ich gehe fort. Ich glaube, daß Du das gefühlt hast. Du hast selbst mehr als einmal gesagt, daß Du kein Opfer von mir willst. Aber mein ganzes Leben hier war ein ununterbrochenes Opfer, obgleich ich mir selbst das Gegenteil vormachen wollte. Jetzt sehe ich es klar. Habe ich Dich geliebt? Ich glaube fast: nein! Ich wollte nur, daß es Dir gut ginge. Dafür ging ich gegen mich selbst an. In den letzten Wochen habe ich mich bemüht, mir über meine Gefühle klar zu werden, und ich glaube, daß ich mir jetzt darüber klar bin. Seinerzeit, in der Großstadt, hat der kräftige, seltsame Mann die schwache, einfache Frau bezaubert, so daß sie ihm blind folgte, ohne zu fragen, wohin und warum. Dann aber entstand — vielleicht ganz zufällig — bei der Frau der Wunsch, ihn, den Kräftigen, zu unterwerfen oder zumindest ihm gleichberechtigt zu werden. Dieser stille unmerkliche Kampf hat sie im Laufe der Jahre so gefangengenommen, daß sie nichts von der Umwelt bemerken konnte. Jetzt aber sehe ich: es war ein Irrtum! So wie bisher weiterleben kann ich nicht. Für Dich wäre es schwer, für mich aber unerträglich. Nun habe ich einen Entschluß gefaßt... Mitja nehme ich mit. Bei mir wird er es besser haben. Suche mich nicht! Ich komme auf keinen Fall zurück! Lebe wohl!“

Als Wera den Brief fertig hatte, fühlte sie sich so ruhig, als

ob William neben ihr stünde und sie ihm das alles selbst gesagt hätte. Aus irgendeinem Grunde klebte sie den Umschlag sorgfältig zu, schrieb die Adresse darauf und legte ihn mitten auf den Tisch. Dann kleidete sie sich eilig an . . .

In rasendem Lauf, die Köpfe zurückgebogen, rannten die Rentiere. Der Schlitten glitt weich über die moosbewachsene Ebene. Die Luft war herrlich klar.

Bald würde das neue Leben beginnen! Wie schön ist es, wieder in das Gewühl der Menschen zu tauchen! Wieder menschliche Gesichter zu sehen!

Mitja lag in einem Korb, der auf dem Schlitten festgebunden war. Hinter ihm saß die Mutter. Mit einer Hand hielt sie das Kind und sich selbst, mit der andern lenkte sie die Rentiere. Das Leittier Mischka war klug und folgsam. Kaum berührte das Ende des Leitstocks die eine oder die andere Flanke, so schlug es schon die gewünschte Richtung ein. Und auch Wera hatte in diesen Jahren sehr gut gelernt, über Schnee und wegloses Moos zu fahren. Sie hatte überhaupt hier vieles gelernt. Ihr Auge war schärfer geworden, ihre Muskeln stärker. Jetzt konnte sie jede Arbeit verrichten. Sie hatte vor den Städterinnen jetzt etwas voraus.

Da war schon der Leuchtturm. Jetzt mußte sie ruhig und beherrscht sein. Sie brauchte jetzt einen sachlichen, harmlosen Ton.

Rusma beschattete mit der Hand seine Augen und sah sie an.

„Das ist doch Williams Frau? Grüß Gott, grüß Gott!“

Er sah sie, wie zufällig, von der Seite an und band den Korb vom Schlitten.

„Das wird ein richtiger Sohn Williams werden. Ganz wie er! Ein feiner Sohn wird das werden.“ Er schwieg und nahm seine Tonpfeife. „Na, gehen wir also ins Haus. Ich mach' euch einen Tee. Man soll mit seinen Gästen nicht im Freien sprechen . . .“

„Ich wollte Sie wegen des Schoners fragen. Ist er noch weit von hier?“ fragte Wera schüchtern.

„Ah, der Schoner? Der von Ssergej Stjepanowitsch?“

„Ja, ja, der von Ssergej Stjepanowitsch Klimow.“

„So ein Mensch und so ein Ding sind schon in der Welt . . . Gehen Sie nur erst in meinen Salon, dort werden wir uns beim Tee unterhalten. Der Schoner wird uns nicht fortlaufen. So ist es. Hier geradeaus, aber stolpern Sie nicht. Seit dreißig Jahren gehe ich diesen Weg, habe schon die Steine ausgetreten, und doch stolpere ich manchmal. Und meine Frau hat sich in den ersten Jahren oft die Füße verrenkt.“

„Haben Sie denn hier auch mit einer Frau gelebt?“ fragte Wera erstaunt.

„Natürlich. Allein hat man hier kein gutes Leben . . . Na, da wären wir also.“

Rusma riß die Thür weit auf.

„Gehen Sie dorthin, näher zum Licht. Bei mir ist ja alles verräuchert.“

Wera legte das Kind auf die Bank und wickelte es aus. Rusma machte sich mit dem Teekessel zu schaffen. Er stellte ihn aufs Feuer und wandte sich dann der Frau zu.

„Sooo! Also, Sie wollen ein anderes Leben! . . . Es ist wahr. In dieser Gegend ist das Leben schwer, besonders für eine solche, wie Sie sind. Sie sind eben nicht viel stärker als ein Rücken. Es ist schwer hier . . . Nun, aber der Schoner ist noch nicht da. Sie werden warten müssen“, fügte er plötzlich ganz trocken hinzu.

„Wieso? Ist er denn nicht gekommen?“

„Nein. Ich weiß auch nicht, wann er kommen wird.“

Wera klappte zusammen. Sie hatte gemeint, sie würde geradeswegs vom Schlitten an Bord gehen und gleich vom Ufer abfahren. Dort auf dem Meer wäre ihr schon leichter zumute geworden. Und jetzt mußte sie wer weiß wie lange hier sitzen und warten! Außerdem konnte jeden Augenblick ihr Mann erscheinen. Er fischte hier irgendwo in der Nähe.

„Ja, hier ist es schlecht für ein Stadtweib, das nichts gewöhnt ist!“ sagte Rusma beim Tee. „Mir ist es auch einmal

so gegangen.“ Kusma blickte seinen Besuch an und lächelte. „Ich war ja auch einmal jung. Und man sagt, auch schön. Na, da habe ich mir so eine städtische Zimperliese genommen. Na schön, es hat kein Jahr gedauert, da ist sie mir durchgebrannt. Ich verstehe sie, klage sie nicht an. Ich bin zu ihr gegangen und habe sie gefragt: ‚He, warum läufst du deinem geliebten angetrauten Mann davon, ehe du noch ein Jahr mit ihm gelebt hast?‘ Da hat sie geantwortet: ‚Ich‘, hat sie gesagt, ‚liebe dich auch jetzt noch. Aber dort will ich nicht leben.‘ Ich sage ihr das und jenes, mache ihr Versprechungen und ködere sie, aber alles umsonst. Sie will ihren Kopf durchsetzen: ‚Ich kann nicht, und Schluß. Das heißt‘, sagt sie, ‚sich lebendig begraben . . .‘ Ja, so ist es schon!“

„Ich fahre nicht für lange und mit Wissen meines Mannes fort. Will nur meine Verwandten besuchen“, verteidigte sich Wera und schämte sich dabei, ihm in die Augen zu blicken.

„Nicht für lange? Das ist gut. Die Verwandten muß man besuchen“, stimmte Kusma zu, obgleich er diese Lüge durchschaute, und erzählte wieder von sich. „Aber schwer war die Zeit für mich, als meine Gefährtin mir fortgelaufen war. Manchmal habe ich geglaubt, ich muß von dem Felsen runterspringen. Alle meine Pläne fürs Leben waren doch zum Teufel! Da sitzt man wie ein Stgöbze und denkt: ‚Dort sind wir beide gefessen und haben von Kindern und von der Wirtschaft und sonst noch was geträumt. Dort habe ich das Boot ausgebessert, da ist sie von hinten gekommen und hat mich umarmt. Oder damals bei dem Gewitter — da ist sie erschrocken, hat sich eng an mich geschmiegt, und wir sind fast die ganze Nacht lang so gefessen.‘ An viele solche Fälle denkt man da. Und da wird einem so schwer zumute . . . Na, geben Sie her, ich gieße Ihnen noch einen Napf ein. Der Tee ist stark. Ich habe jetzt genug Tee hier.“

„Nein, danke. Ich will nicht mehr . . . Was meinen Sie, kann der Schoner bald kommen?“

„Wer kann das wissen? Vielleicht heute, vielleicht morgen.“

Die machen's ja, wie sie wollen. Wie heißen Sie eigentlich?"

"Wera Jakowlewna."

"Goo . . . Also gut. Also, Wera Jakowlewna, William hat mich oft besucht. Wir beide sind alte Freunde. Er hat mir von Ihnen erzählt. Kaum spricht er, schon ist Ihr Name da. Wera und Wera. Aber Ihren Vatersnamen habe ich nicht gewußt."

"Was hat er Ihnen denn von mir erzählt?"

"Ach, verschiedenes. Das kann ich mir nicht so merken. Nur eins weiß ich: er hängt sehr an Ihnen. Auch das Söhnchen hat er sehr geliebt. Das erste. Wie oft hat er stolz gesagt: 'Da wächst mir ein Gehilfe heran' . . . Aber da, sieh mal, habt Ihr ihn nicht großziehen können . . . Vielleicht sollte ich Ihr Viehzeug füttern? Morgen will ich es dann zurückführen."

Er stand auf und ging langsam zur Tür.

Als Wera allein war, stand sie auch auf und ging rasch ans Fenster. Das Meer lag da wie ein breiter Stahlstreifen. Der Himmel war wolkenlos und graublau, fast genau wie das Wasser. Nur der ferne, dunkle, fast unsichtbare Streifen des Horizonts schnitt sie auseinander. Träge rollten die schweren Wogen. Sie waren wie ermüdet, willenlos und kraftlos, wie nach einem langen, erfolgreichen Kampf.

Die Tür ging auf, Kusmas Stimme ertönte: "Der Schoner kommt. Links hinter der Landzunge. Ganz nahe."

Wera blickte durchs andere Fenster und sah das ans Ufer kommende Segelschiff. Sie fühlte einen Stich in ihrem Herzen. Ein Strom erregter Gedanken überflutete sie plötzlich: der Weg übers Meer . . . Die Stadt . . . Kapitän Lyssjento . . . William . . . seine Sehnsucht und sein einsames Leben . . . Einer inneren Eingebung folgend nahm sie das Kind auf den Arm und verließ das Zimmer. Einige Minuten lang stand sie vor dem Hause und blickte auf das Meer. Sie war ohne klares Bewußtsein, ohne eigenen Willen.

Die Segel des Schoners fielen, die Ankerkette dröhnte. Dieser Laut löste alles. Sie bemühte sich, des Gedankens, der

ſie durchzucht hatte, Herr zu werden, drückte den Sohn an ſich und wollte Kuſma, der neben ihr ſtand, etwas ſagen. Aber es wurde nur eine Geſte daraus. Kuſma verſtand ſie und nickte, beifällig lächelnd.

Der Schlitten ſtand ſchon da. Das Leittier leckte mit ſeiner rauhen Zunge zärtlich Wera's Schulter . . . Als die Tiere raſch, wie ſie es gewohnt waren, anriſſen, hielt Wera ſich feſt und blickte zurück. Sie ſah ein Boot, das eben vom Schoner abſtieß. Kuſma ſtand am Ufer und winkte mit der Hand. Wera konnte nicht verſtehen: winkte er dem kommenden Boot zu oder ſandte er ihr, Wera, ſeine Glückwünſche nach?

Das Leben rollte wie ein Wagen, der für eine lange Reise ausgerüstet, wohl zusammengefügt und gut geschmiert ist. Manchmal, wenn er über Steine sprang, klirrten alle seine Bolzen und sein Eisenbeschlag betäubend. Manchmal, wenn er in ein tiefes Straßenloch geriet, stellte er sich schief und knarrte kläglich und beunruhigend. Aber im großen und ganzen rollte er bedächtig und sicher. William baute in harter Alltagsarbeit seine Wirtschaft aus, und er mußte sie auch ausbauen und befestigen, denn Wera vergrößerte die Familie fast Jahr für Jahr. Nach Mitja war Andrjuschka gekommen, dann hatte in angemessener Frist die flinke Anna die Welt gesehen, nach ihr die ruhige, melancholische Sina. Dann war eine Pause gekommen. Und wieder tönten über die Meeresküste die Laute eines neuen Menschen, des flachstöpfigen, stupsnäsigen Wladimir.

Das war gut so! William war zufrieden. Wera erfüllte ihre Frauenpflichten sehr brav. Nur sehr viel Sorge gaben die Kleinen . . .

Der Älteste war schon ganz selbständig. Er war jetzt ganze acht Jahre alt! Ein richtiger Mann! Er half dem Vater: er sortierte die Fische, fütterte die Hunde, sädelte die Kabeljauköpfe auf. Der Vater sagte lobend zur Mutter: „Na, Wera, da habe ich einen tüchtigen Gehilfen! Wenn er noch ein bißchen größer wird, werde ich mit ihm richtig auf den Fang gehen. Stimmt's, Dmitri?“

„Wenn Andrjuschka so groß sein wird wie ich, kaufen wir uns einen Kutter und fahren ins Weiße Meer“, antwortete der Sohn ernst.

„Bist ein tapferes Kerlchen, vor gar nichts hast du Angst“, sagte die Mutter lächelnd. „Nun, und wenn ein Sturm kommt, was dann?“

„Habe ich vielleicht noch keinen Sturm gesehen?“ Mitja war ganz beleidigt.

„Hast recht“, unterstützte ihn der Vater. „Ein richtiger Seemann darf vor gar nichts Angst haben.“

William hatte schon mehrmals in den letzten Tagen die Mündung eines Flusses in der Nähe aufgesucht, um dort einen Lachszaun zu bauen. Das dazu nötige Material hatte er schon hingeschafft, als noch Schnee auf der Erde gelegen war. Jetzt watete er fast den ganzen Tag lang bis zum Gürtel im kalten Wasser und schlug die Pfosten in den Grund. Wie würde wohl der Fang ausfallen? Zwei Jahre lang war der Lachs schlecht gezogen, aber dieses Jahr mußte er, allen Vorzeichen nach, sehr gut ziehen. Vor allem waren dieses Jahr sehr wenig Robben gewandert, und die wenigen noch dazu weit von der Küste entfernt. Außerdem waren schon dichte Schwärme von Seehasen da, die immer das Erscheinen des Lachses ankündigen.

William stand am Ufer und paffte nachdenklich aus seiner Pfeife.

„Wera, erinnerst du dich, wie wir hier vor drei Jahren geschnuftet haben?“

„Das war ein Ausnahmestjahr. Diesmal wird es wohl kaum so viel sein“, antwortete Wera.

„Wollen abwarten. Siehst du, von dem kleinen Zeug ist schon viel da. Morgen müssen die Großen kommen. Schade, daß wir nur zwei sind. Mit dem Netz wär' das was!“

Am nächsten Tage kamen auch wirklich die großen Fische, allerdings erst in unbedeutenden Schwärmen. Noch eine Nacht — und der Hauptschwarm war da. Der Fluß bot einen interessanten Anblick. An den ruhigen, tiefen Stellen war der Wasserspiegel von der Bewegung der Fische dicht gekräuselt. Manchmal warfen sich einige Fische plötzlich von einer Seite auf die andere, sprangen hoch aus dem Wasser, und ihre silbernen Schuppen glänzten grell in der Sonne. William und Wera gaben ihre letzte Kraft her, um die überladenen Reusen aus dem Fluß zu ziehen.

Sie waren mit dem Fang zufrieden, saßen auf einem Stein und ruhten aus. Neben ihnen schief mit weitausgebreiteten

Armen Vladimir. Die übrigen waren unter Aufsicht des Ältesten zu Hause.

„Seltsam, was treibt sie eigentlich aus dem Meer in die Flüsse?“ fragte Wera nachdenklich, als sie auf den Haufen zappelnder Fische auf dem Ufer blickte.

William berührte nachlässig mit der Spitze seines Seestiefels den nächsten Fisch, der schon tot war.

„Anscheinend laichen sie besser in den Flüssen.“

Freilich schien es ihm selbst auch sonderbar und unverständlich. Aber gibt es denn wenig ungeklärte Fragen in der Wissenschaft? Selbstverständlich hätte William seiner Frau manches vom Leben der Fische, auch von dem der Lachse, erzählen können. Allzuviel wußte er wohl nicht, aber doch mehr als sie. Er wußte zum Beispiel, daß im Meer Dichte und Salzgehalt des Wassers sich periodisch verändern. Diese Veränderungen scheinen die Wanderungen des Kabeljaus, des Herings, des Lachses und einiger anderer Gattungen zu veranlassen. Im Leben der Fische tritt eine Periode ein, in der die Produkte ihrer Geschlechtsorgane, die sich zu entwickeln beginnen, Süßwasser verlangen. Und dann strömen die Fische, gehebt von dem unüberwindlichen Instinkt der Fortpflanzung, aus der Tiefe des Meeres in die Flüsse. Unaufhaltsam ziehen sie stromaufwärts. Weder Stromschnellen noch Wasserfälle halten sie auf. Oft ruhen sie blutend, an Steinen wundgeschlagen, in irgendeinem stillen Winkel aus, um neue Kräfte zu sammeln, um mit neuer Verbissenheit vorwärtszustürmen. Sie machen Riesensprünge über Steinblöcke — immer vorwärts und vorwärts. So wandern sie stromaufwärts, bis die Zeit der Eisablage kommt . . . Es ist auch möglich, daß noch ein unbegreifliches, rätselvolles Sehnen der Fische nach den Orten, wo sie zum erstenmal das Licht der Welt erblickten, hinzukommt . . .

William wollte seiner Frau seine Kenntnisse mitteilen.

„Sieh mal, er ist ganz silbern!“ William hob einen zappelnden Fisch an den Kiemen auf. „Aber wenn er einige Tage lang im Fluß ist, wird er dunkel. Außerdem biegt sich beim Männ-

chen der Unterkiefer wie ein Haken. Wenn dann die Laichzeit kommt, kriegt er auf den Schuppen rote und gelbe Punkte.“

Er zog seine Schagpfeife aus der Tasche und stopfte nachdenklich und aufmerksam den Tabak hinein. Wera legte die Fische in die Körbe auf dem Schlitten. Die Rentiere blinzelten in der Sonne und ließen die Köpfe hängen: die Sonne wärmt den Körper so zärtlich!

Das Meer stand da wie eine hohe, graue Mauer.

William wandte sich um und blies den Rauch aus. Über sein Gesicht glitt ein zufriedenes Lächeln. Heute war überhaupt ein wundervoller Tag . . .

„Und das Weibchen laicht so“, begann er wieder und beugte sich über einen Fisch. Er wollte gern all sein Wissen vor Wera auspacken. „Wenn es fühlt, daß die Zeit der Eiablage gekommen ist, sucht es einen passenden Ort mit schnellfließendem Wasser, arbeitet mit dem Schwanz und dem ganzen Körper, schiebt Steine zur Seite und höhlt sich eine flache, ungefähr zwei Meter lange und ein Meter breite Mulde aus. In die legt es sich und wartet. In den Morgen- oder Abendstunden kommt dann ein Männchen und stellt sich in der Nähe auf. Wenn das Weibchen dann Eier ablegt, befruchtet er diese . . .“

„Erstaunlich“, sagte Wera nachdenklich.

„Ja, viel Interessantes geht rings um uns vor“, bestätigte William.

„Und wir wissen oft nicht einmal etwas davon“, setzte Wera seinen Gedanken fort.

„Aber man sollte es wissen. Unbedingt sollte man es wissen!“

Wera erhob sich und machte sich wieder an die Arbeit . . .

Die Körbe waren gefüllt. Die Rentiere zogen die Ladung nach Hause. Auf dem Schlitten lag auch in seiner geflochtenen Behausung, die einstweilen für ihn die ganze Welt bedeutete, der winzige Bürger William, der mit seinem Lallen die sonnige Stille störte. Der Vater schritt schweigsam, in Gedanken versunken, hinten nach. Seine Kleidung und seine Stiefel waren mit dem Silberflitter der Fischschuppen bedeckt . . . Weise und

unbegreiflich sind die Gesetze des Lebens. Die Fische werden aus der freien Weite des Meeres in die engen, steinigen Flüsse gezogen, zu Leiden, oft zum Tod . . . Ihn, William, hatte es aber von dem Lärm der Menschen und dem abwechslungsreichen Stadtleben an diese öde, unbewohnte Küste gezogen. Geheimnisvolles, weises Leben . . . Was erwartete ihn in der Zukunft? Wie würden die Sprößlinge seines Baumes wachsen? Würden sie die Unbändigkeit seines Willens haben? Würde seine Energie auch vermehrt sein? Das kann niemand wissen . . .

Einmal im Jahr fuhr William in die Stadt, das Unentbehrliche für die Wirtschaft einzukaufen. Gewöhnlich war er anderthalb bis zwei Wochen von Hause abwesend und brachte Kleidung, Schuhe, Bücher, Spielzeug für die Kinder und anderes mehr mit. Diese Reisen riefen bei Wera außer der Angst vor der Einsamkeit noch andere Gefühle hervor. Gewöhnlich war sie von der Atmosphäre ihrer Familie, ihres Nestes umgeben, und der Widerhall aus der andern Welt drang nur gedämpft und blaß zu ihr. Aber wenn William durch seine Abreise diese gewohnte Alltagsatmosphäre unterbrach, flammte Weras geheime Sehnsucht wieder auf. Mit jedem Jahre wurde es schwerer für sie, sich von hier loszumachen. Jedes neue Kind war eine neue Fessel. Würde denn alles so begraben bleiben? Würde sie denn nie mehr ein anderes Leben sehen? Aber diese Sehnsucht war nicht mehr so stark wie früher. Die alles verzöhnende Zeit tat langsam ihr Werk.

Stets brachte William seiner Frau irgendein Geschenk mit, und diese Aufmerksamkeit rührte sie. Diesmal war sie nicht wohl und ging nicht zur Bucht hinunter. Nur Mitja und Andrijscha holten den Vater ab.

William brachte etwas Außergewöhnliches mit. Nebst vielen kleineren Dingen wurde eine riesige Kiste ans Ufer ausgeladen.

„Papa, was ist in dieser Kiste?“ fragte der älteste Sohn neugierig.

„Nat mal! Wenn du das errätst, bist du ein tüchtiger Bursch!“

„Eine Kommode!“ plakte der Knabe heraus.

„Nein, nicht erraten. Das ist eine Musik. Verstehst du? So ein Instrument.“

Mitja hörte nicht weiter zu. Er lief rasch, seiner Mutter das ungewöhnliche Ereignis mitzuteilen.

Die Kiste wurde schon von sechs Matrosen ins Haus getragen. William lenkte sorgsam ihren Weg.

Dieses Geschenk regte Wera sehr auf. Ein Klavier war seit Jahren ihr Traum gewesen. Sie vergaß ihre Krankheit und setzte sich sofort, um zu spielen. Alle hörten ihr voll Aufmerksamkeit zu. Und nach jedem gespielten Stück entschuldigte sie sich, daß ihre Finger steif geworden wären, daß sie viel vergessen hätte und schon nicht mehr vom Blatt spielen könnte . . .

Dieser Tag verlief ganz besonders. Nicht viele solcher Tage gab es in Williams Hause.

Aber von da ab hörte man jeden Tag Musik, die der ganzen Familie viel Freude bereitete.

Bald trat wieder der Alltag ein. Wera verbrachte den ganzen Vormittag in der Küche. Jetzt hatte sie eine ganze Familie und mußte dazu noch zweierlei kochen — für die Großen und für die Kleinen. Nach dem Kochen setzte sie sich mit Mitja an ein Buch. Andrjuschka schaute Bilder an oder baute etwas aus den vom Vater mitgebrachten Bausteinen. Zwei krochen auf dem Boden umher. Das Fünfte lag in der Wiege. Hatte Wera aber eine halbe Stunde freie Zeit, dann setzte sie sich sofort ans Klavier und träumte, spielte und träumte. Die Kinder hörten zu. Wenn sie geendet hatte, waren ihre Gedanken fern, sehr fern . . .

Mitja sprach sehr gern.

„Mama, wie ist es in der Stadt? Spielen dort alle auf solchen Klavieren?“

„Nein, nicht alle, aber viele.“

Andrjuschka mischte sich ins Gespräch.

„Mama, können wir in unserm Boot bis in die Stadt fahren?“

„Nein, Andrjuschka, mit dem Boot geht das nicht. Man würde ertrinken. Man muß mit einem Dampfer fahren.“

„Aber ich gehe nicht unter, ich ertrinke nicht!“ sagte tapfer der Älteste. „Ich werde mit Andrjuschka im Boot in die Stadt fahren.“

„Ich will mit Papa in die Stadt“, sagte der Jüngere. „Er hat mir gesagt, daß er mich im nächsten Sommer mitnimmt.“

„Dann werde ich allein fahren“, setzte Mitja fort. „Mama, was machen die Menschen in der Stadt? Fischen sie auch?“

„Nein! Dort näht man Kleider, macht Schuhe und verschiedene Dinge und verkauft sie“, antwortete die Mutter. „Wenn ihr beide groß sein werdet, wollen wir zusammen hinfahren. Werdet ihr mich mitnehmen?“

„Ja“, sagte Mitja. „Ich werde dich für immer mitnehmen. Ich will für immer dort bleiben. Hier ist es so langweilig.“

„Dort zündet man in der Nacht auf den Straßen Lichter an, und die Menschen gehen spazieren. Die Häuser sind dort groß und schön, auch kleiden sich die Menschen anders als hier. Und die Nacht ist dort nicht so lang wie bei uns“, träumte Wera laut, ganz hingerissen.

Einmal sagte William ihr unzufrieden: „Warum verdrehst du den Jungen den Kopf?“

„Wieso verdrehe ich ihnen den Kopf?“ fragte Wera und sah ihn erstaunt an.

„Du schwätzt ihnen allen möglichen Unsinn von der Stadt vor.“

„Ach, das meinst du?! Ich habe ihnen gar keinen Unsinn vorgeschwätzt, sondern nur erzählt, wie die Menschen dort leben“, verteidigte sie sich.

William sah die Frau böse an, setzte sich ihr gegenüber, legte seine Hand auf ihre und sah sie wieder an, aber jetzt schon weicher und fast bittend: „Wera, ich weiß, daß dein Wunsch, in die Stadt zurückzukehren, noch nicht erloschen ist. Ich weiß aber auch, daß du nicht die Kraft und den Mut haben wirst, mich und die Kinder zu verlassen. Du mußt mich doch einmal verstehen. Warum impffst du den Kindern deinen Kleinmut

und dein Heimweh ein? Denke nur darüber nach.“ Er stand auf, wandte sich noch einmal ihr zu und sagte weich, aber befehlend: „Du wirst das nicht mehr tun!“

Dann verließ er mit seinem ruhigen Seemannsschritt das Zimmer.

Im großen und ganzen war William zufrieden. Das Leben lief so, wie er es wollte. Er hatte alle Schwierigkeiten und Entbehrungen, die ihn auf diesem ungewöhnlichen Wege erwarteten, schon vorher gewußt. Gewiß hatte er alle weibliche Schwäche und Verzagtheit schon vor der Abreise an die Polarküste in Rechnung gezogen. Er hatte gewußt, daß Wera Heimweh und Zweifel haben würde, aber er hatte sich und seinem Einfluß vertraut. Und jetzt sah er, daß vorläufig alles so ging, wie er es wollte. Bald würden es zwölf Jahre sein, daß sie hier lebten. Während dieser Zeit hatte er die Frau wesentlich geändert und sie gezwungen zu denken und zu fühlen, wie er es wollte. Er war in diesem Lande verwurzelt, hatte gelernt, verschiedene Hindernisse zu überwinden und Entbehrungen zu ertragen. Er hatte seinen Körper abgehärtet und noch mehr seinen Willen gefestigt. Aber das Wichtigste — seine Hoffnung und seine Freude — er hatte fünf Kinder von seinem Fleisch und Blut, von seinem Verstand und Willen. Jetzt lag alles an ihnen. Ihnen allen mußte er seinen Willen und seine Energie einflößen, seine Liebe zum Leben und seine Zielstrebigkeit. Jetzt war ihre Erziehung das Wichtigste. Aber die beiden Ältesten, besonders über Dmitri, konnte er sich nicht beklagen. Sie hatten viel von seiner Art. Deshalb mußte er doppelt gut auf sie aufpassen und ihr Leben unbeirrbar lenken.

Die tiefe Falte auf seiner Stirn glättete sich, sein Gesicht sah ganz weich aus. Er richtete sich auf und reckte die Schultern, daß seine Gelenke knackten.

Ihr Leben lenken — das konnte er. Das war er gewohnt.

Das Bewußtsein der Wichtigkeit all dessen, was er getan hatte, erfüllte ihn mit stiller Freude.

William schärfte sein Beil. Er mußte das Gesims des Schuppens, das der Wind vor kurzem fortgerissen hatte, ausbessern. Bei dieser Gelegenheit konnte er gleich den Fußboden der Speisekammer in Ordnung bringen, der an einigen Stellen angefault war.

Das Meer brauste mit wütender Herbstbrandung. Überall trübe, fade Farben. Auch das vom Wasser halb umschlossene Stück Land war nicht fröhlicher. Auf ihm herrschte tote Leere. Die letzten Vögel waren fortgeflogen, die Pflanzen erfroren. Schon seit mehr als zwei Wochen schien die Sonne nicht mehr. Bald würde man von ihr gar nichts mehr bemerken. Die eisige Nacht begann.

Aber im menschlichen Leben ist alles merkwürdig eingerichtet. Einige kleine Erfolge versetzten William in ausgezeichnete Stimmung. Gestern war in eine alte, schon vernachlässigte Falle ein ganz besonders großer Fuchs geraten. Hätte der schon seinen Winterpelz gehabt, der wäre etwas wert gewesen! Aber das Fell war ja nicht das Wichtigste, sondern daß ganz unerwartet, ganz ohne Köder, ein großes Tier in die Falle gegangen war. Und als William heute morgen ans Meer gegangen war, hatte plötzlich über seinem Kopfe ein großer Adler geschwebt. Woher war der gekommen? Welcher Wind hatte den in diese Gegend getragen? William hatte Zeit gehabt, schnell sein Gewehr zu holen. Mit der ersten Kugel hatte er den stolzen Vogel heruntergeholt. Ein fabelhafter Schuß! Der tote Adler lag jetzt neben dem Vorbau. Er war zu nichts zu gebrauchen. Man hätte ihn ausstopfen können, das wäre nicht schlecht geworden, doch lohnte es sich nicht, seine Zeit unnütz zu verlieren. . . Aber der Schuß — alle Achtung!

Und diese zwei kleinen Ereignisse hatten Williams Stimmung verändert.

Sein Sohn kam auf den Vorbau.

„Papa, komm frühstücken.“

„Mitjuschka, ist der Vogel nicht fein, den ich da geschossen habe?“

Der Knabe ging zum Vogel, breitete dessen Schwingen aus und berührte mit einem Stab den Schnabel.

„Papa, warum hat der solch scharfen, krummen Schnabel? Die Möwen haben doch einen ganz andern!“

„Die Möwen fressen Fische, der Adler aber fängt Hasen, Feldmäuse und andere Tierchen. Mit solchem Schnabel kann er das Fleisch besser zerreißen . . .“

Heute war ein Feiertag. Da stand mehr auf dem Mittagstisch als an gewöhnlichen Tagen. Fischrogensuppe, Weizenpirogen mit Heilbutt und gebratene Gans. Außerdem kochte auf dem Herd noch schwarzer Kaffee. Der Pirogen war so saftig, daß das Fischfett auf den Teller floß.

William schwieg, aß und trank viel und mit großem Appetit. Als er satt war, fragte seine Frau: „Hast du eigentlich dringende Arbeit? Heute könntest du doch ausruhen.“

„Ich habe jetzt schon angefangen . . . ich mag nicht so ohne Arbeit dafitzen“, antwortete er.

„Du kannst es morgen machen. Geh lieber mit den Kindern spazieren“, schlug sie vor.

„Papa, gehen wir zum Schwarzen Felsen, Vogeleier sammeln“, bat Mitja und zupfte ihn am Armel.

„Ich will auch Vogeleier sammeln. Ich werde auch auf den Felsen klettern“, plapperte Andrjuschka.

Der Vater hatte selbst keine Lust, die Arbeit am Schuppen fortzusetzen. Vielleicht sollte er wirklich zum Schwarzen Felsen gehen. Aber er gab nicht gleich nach.

„Ich wollte diese Arbeit erledigen. Ich kann diese Unordnung schon nicht mehr mit ansehen.“

„Papa, gehen wir, du brauchst nicht zu arbeiten, gehen wir.“

„Liebes Papachen, gehen wir“, drängte ihn der Älteste, und der Vater willigte ein.

„Na schön, gehen wir. Aber Eier gibt es dort jetzt nicht. Die sind erst im Frühling dort. Aber erst will ich mich noch eine halbe Stunde lang ausruhen.“

Am Tisch saß die Lappin Marina und schaukelte den still gewordenen Wolodja auf den Knien. Sie war mit ihrem Mann Andrej gekommen, um Williams Musik zu hören und einen Besuch abzustatten. William hatte sie oft eingeladen. Andrej war fortgelaufen, Marina aber war dageblieben, um nach den Kindern zu sehen und der nach ihrer Krankheit noch ein wenig schwachen Wera zu helfen. Marina war plump, aber sie hatte gute graue Augen und eine freundliche, singende Stimme. Sie schaukelte das Kind und sprach nachdenklich und langsam, wie zu sich selbst: „In der Tundra jammert ein junges Renttier. Es hebt seine breite Schnauze, und aus seinen Augen fließen Tränen. Es schaut nach der kalten Seite, woher jetzt die Winde blasen, und wo jetzt der Salzgeruch des Meeres duftet . . .“

Das Kind schloß die Augen, ließ den Arm sinken und schlieft ein. Wera las ein Buch, und die Lappin Marina setzte ihre Erzählung von den Renttieren, den geliebten, fast den einzigen Tieren des rauhen Lappens, der in der öden Tundra wohnt, fort. Sie erzählte von der tollen Sehnsucht nach der Meeresküste, die diese Tiere im Frühling befällt.

Zuerst ist das Renttier allein, dann kommen andere zu ihm. Sie heben die Köpfe, so wie das erste, stehen mit weit geblähten Nüstern und atmen den Wind des Nordens ein. Dann werden sie unruhig. Sie fressen kein Moos mehr, gehorchen dem Menschen schlecht, fallen die Wachhunde wütend an.

Dann hat der Lappe eine große Sorge.

Und nun kommt der Tag und die Stunde, da eine Welle von Unruhe über die ganze Herde läuft. Hunderte von Renttierköpfen, jungen und alten, wenden sich in eine Richtung. Die feuchten Nüstern sind geweitet, die Augen flammen, und aus Hunderten von Kehlen dringt ein Schrei. Die Tiere gehen langsam, wie verzaubert, nach Norden. Das Dorf kommt in Bewegung. Die Menschen beeilen sich, ihre Habe zu verpacken, und folgen der Herde.

Aus langsamem Schritt fallen die Tiere in Trab. Immer schneller und schneller wird er. Zur ersten Herde stößt eine

zweite, eine dritte, ein fünfte, Tausende von Tieren jagen in raschem Lauf über Schluchten und Bäche, über Hügel und Sümpfe. Sie sinken ein und ertrinken, die Schwachen fallen unter die Hufe der Starcken und kommen um. Sie laufen, vergessen Nahrung und Müdigkeit. Vorwärts, immer vorwärts, zum Eismeer!

Sie laufen bis ans Wasser.

Und einen Tag später sind sie wieder friedlich und folgsam. Der Lappe spannt sie wieder vor seinen Schlitten und fährt Hunderte von Werst über die weglose Tundra . . .

Marina schwieg, legte das Kind ins Bett und ging zur Thür.

„Wohin gehst du?“ fragte Wera.

„Ich will nach dem Kalbe sehen“, antwortete die Lappin.

Mitja zog das Grammophon auf.

„Elender Kerl, warum hast du mich nicht schlafen lassen?“ rief der Vater aus dem Schlafzimmer und tat, als ob er böse wäre. Eine Minute später kam er ins Speisezimmer. „Mir scheint, ich bin eingeschlafen“, sagte er und glättete seinen Bart.

„Geschnarcht hast du“, erklärte der Sohn.

Alle hörten zu. Schaljapin sang den Mephisto. William stopfte die Pfeife. Er war nachdenklich, in Gedanken versunken. Wera saß mit geschlossenen Augen und zurückgeneigtem Kopf im Lehnstuhl.

Das Grammophon verstummte. William dachte immer noch über die Worte der Arie nach: „Ja, das Gold regiert die Welt . . .“ Plötzlich erklang das Klavier. Er hatte nicht bemerkt, wie seine Frau aufgestanden war und den Deckel geöffnet hatte. Sie spielte eine traurige, sehnsuchtsvolle Melodie.

„Das paßt gar nicht hierher“, dachte William und stand unzufrieden auf. Da kam Marina ins Zimmer und erzählte aufgeregt, daß sehr viele Mäuse gekommen wären. Sie liefen im Vorbau, in der Vorratskammer und auf dem Hofe umher. In ihrem ganzen Leben hätte sie nicht so viele gesehen.

William ging hinaus, um nachzuschauen. Gleich im Vorbau stieß er auf einige Mäuse. Er öffnete die Vorratskammer —

die war voll. Sie liefen über den Boden, über die Bänke, nagten an Mehl- und Grießsäcken, an den Fässern mit Pökelfleisch und den im Winkel aufgeschichteten eingesalzenen Seehundsfellen. Ein piepfendes Gewimmel. Er erkannte sofort die Gattung: das waren Lemminge. Erschrocken sprang er vors Haus. Hier war das gleiche Bild. Nach allen Seiten jagten diese gefräßigen Nagetiere. Seltsam war nur, daß vor zwei Stunden noch nicht ein einziges hier gewesen war, und daß er sie im Laufe der ganzen zwölf Jahre noch nicht öfter als zwei oder dreimal in dieser Gegend bemerkt hatte. Es wurde ihm bange zumute. 'Ist es möglich, daß . . .' Er hatte Angst, das Wort, das sich ihm auf die Zunge drängte, auszusprechen. Er wußte was die Massenwanderungen dieser Tiere bedeuten und was ihre Folgen sind. Er mußte, ohne eine Minute zu verlieren, etwas dagegen unternehmen.

William stürzte ins Haus. Er, seine Frau, Marina und der älteste Sohn — alle liefen in die Vorratskammer. Sie arbeiteten eifrig, ohne zu sprechen, ohne ihre Kräfte zu schonen. Die Hände bluteten, die Ellbogen waren zerschlagen, die Kleider zerrissen. Im Zimmer brüllten die Kleinen, aber niemand hatte Zeit, darauf zu achten.

Mitja versagte bald, auch Wera konnte nicht weiter. William war von den Mäusen in die Finger gebissen worden, aber er und Marina schleppten weiter. Die Zimmer waren schon mit Säcken, Kisten, Fässern verstellt, aber es war noch viel in der Vorratskammer, denn dort war der Jahresvorrat. Außer den Lebensmitteln und den Seehundsfellen hingen dort unter der Decke die Fuchsbälge. Im Schuppen am Ufer standen die Fässer mit Fisch. Außer alledem hatte William noch einen bedeutenden Vorrat an Renttierfutter. Und all dies war jetzt in Gefahr, vernichtet zu werden.

Die Nacht verging ohne Schlaf. Tausende von Mäusezähnen und Pfoten nagten und kratzten unter dem Fußboden, im Vorbau, an den Hauswänden. Man hörte Piepsen und Balgen. Die Kinder weinten vor Angst. Die Lappin betete. Wera wurde

einige Male ohnmächtig. Es schien ihr, daß die Mäuse in ganzen Scharen ins Haus eingedrungen wären und die Menschen überfielen.

Morgens ging William aus dem Haus. Überall waren unzählige Massen von Lemmingen. Sie liefen um das Haus, um den Schuppen, nagten überall und wollten überall eindringen. Der Hof war von ihnen überfüllt. Das Stampfen der rasenden Renntierkuh und des Kalbes war zu hören. Die Hunde heulten in ihrem Verschlag. Man mußte sie loslassen.

Sobald William den Verschlag geöffnet hatte, stürzten die Tiere wie rasend heraus. Ihre Augen brannten vor Entsetzen, ihre Beine bluteten. An manchen Stellen hingen Lemminge, die sich festgebissen hatten. Die Renntiere traten die lebende Masse mit den Hufen und liefen weit davon.

Die Hunde stürzten auf den Vorbau und rissen und bissen die Nagetiere weiter. Auch in ihren Augen war die tödliche Angst vor dieser niegesehenen Übermacht. Sie winselten, wenn sie gebissen wurden, sprangen in die Höhe, fletschten ihre blutbesudelten Zähne und versuchten, ins Haus zu gelangen. Als sie beim Menschen keinen Schutz fanden, liefen sie den Renttieren nach.

William wollte etwas unternehmen. Wera hatte Angst, das Haus zu verlassen. Sie konnte auch die Kinder nicht allein lassen. So legten nur er und Marina Feuer rings ums Haus. Zum Glück hatte er einen großen Holzvorrat. Das war das einzige, was er versuchen konnte. Die Hauptmasse der Lemminge war noch nicht herangekommen. Sie lief aber schon den nächsten Hügel herab und sah aus wie ein breiter, grauer Strom. Das Haus Williams mit allen Nebengebäuden lag eben auf ihrem Weg.

Das Feuer flammte auf. Es war schrecklich, mitten in diesem Strom zu stehen. Er überflutete alles, riß alles hinweg. Aber William und Marina standen hinter der Feuerlinie und legten dauernd Holz nach.

Die riesige lebende Lawine näherte sich. Mit leisem, aber

schreckenerregendem Geräusch bewegte sie sich vorwärts. Ein Râtsel. Jetzt war sie schon knapp am Feuer . . . Verwirrung. Piepsen. Aber die Hinteren drängten immer nach. Stärker, mit Prasseln, flammte das Feuer auf. Es roch nach verbranntem Fell und Fleisch. Der Strom wurde zur Seite abgelenkt. Aber einzelne Bäche drangen durchs Feuer hindurch und nagten sich in die Gebäude ein.

Schwärme großer und kleiner Vögel tauchten plötzlich auf. Man sah hier einheimische Vögel und solche aus der Steppe, die Hunderte von Meilen über die Tundra hierher gekommen waren. Möwen, Polareulen, Reiher, Adler und sogar Krähen. Sie flogen einige Meter hoch über der Erde und erfüllten die Luft mit Getrâchz, Geschrei und Pfiffen. Sie schlugen ihre Beute, fraßen sie gleich auf dem nächsten Hügel und stürzten sich schon wieder auf eine andere.

Weder die Vögel noch die Lemminge hatten die geringste Angst vor den Menschen. William dachte auch gar nicht daran, die Vögel zu verjagen. Die waren jetzt seine Freunde.

Und unten bewegte sich, von einer unsichtbaren Kraft getrieben, die lebende Lawine in blindem Entsetzen immer vorwärts . . .

In der Nacht hörte William andere Laute. Erschrocken nahm er sein Gewehr und ging ans Fenster. Ein Schrei, schneidend wie der eines Kindes, ertönte. Fuchsbellen begleitete ihn, und irgendwo aus der Ferne erklang das Heulen von Wölfen. Über den Himmel schwebte wehend der Vorhang des Nordlichts, und im bläulich schimmernden Schein konnte man deutlich den breiten, trüben Strom der Lemminge erkennen. Hier und da drangen irgendwelche Tiere, wahrscheinlich Hermeline, von der Seite in ihn ein und griffen gierig nach ihrer Beute. An einer Stelle krallte sich ein breitflügliger Nachtvogel in den Rücken eines der kleinen Tiere und haçtete auf dessen Schädel los. Das Tierchen lief und schrie wie ein plârendes Kind. Auf dem nächsten Hügel schimmerten die Umrisse der größeren Bierfüßler.

Am Morgen brannte William das Feuer wieder an. Der Strom wurde schon bedeutend dünner. Auch begleiteten ihn weniger Vögel. Mit einem Feldstecher konnte man sehen, wie die Lawine der Ragetiere, nachdem sie dem Hause ausgewichen war, zur Bucht strömte, dort eine jähe Wendung machte, den Uferhang hinablie, über einen kleinen Bach schwamm und wieder das Ufer hinaufstieg. Eine Menge von Mäusen wurde von der Strömung fortgerissen. Sie ertrank in der Bucht. Aber die, die durchgekommen waren, eilten mit unaufhaltsamer Kraft immer weiter und weiter.

William fiel der Vergleich mit den Frühlingszügen der Fische ein. Dort trieb sie der Fortpflanzungsinstinkt an, hier der Instinkt des Hungers, der ebenso rätselhaft und mächtig ist, und der Massen von vielen Millionen bewegt.

Tag und Nacht waren gleich bedrückend. Die Frau und die Kinder waren ganz wahnsinnig vor Entsetzen. Sie hockten in einem Zimmer auf einem Bett, auf das sie sich geflüchtet hatten. Immer wieder liefen eingedrungene Lemminge über den Fußboden. William und Marina führten mit ihnen einen ununterbrochenen tödlichen Kampf.

Am nächsten Morgen waren fast keine Lemminge mehr da. Nur ab und zu liefen noch Einzelgänger. Aber was für ein Bild bot die Umgebung! So weit man sehen konnte, gab es keinen Grasshalm, kein Moosbüschel mehr. Alles war abgenagt, alles zerwühlt. Die faulenden Kadaver mit blutigen Eingeweiden lagen überall umher. Überall lagen unzählige schwarze Häufchen ihrer Exkremente. Und der Gestank von all diesem war grauenhaft.

Im Schuppen, wo viele Duzend Fässer Salzfish und Tran gewesen waren, war alles verwüstet. Auch in der Vorratskammer und im Hofe war alles zerstört. Die dort gebliebenen Lebensmittel waren aufgefressen, von den Seehundsfellen war keine Spur geblieben. Selbst die Fässer und Kisten waren zur Hälfte aufgenagt, von den Fischereigeräten eben noch die Enden der Laue übrig.

William stand auf dem Vorbau und sah die Umgebung und sein Gehöft lange an, als ob er sie noch nie gesehen hätte. Wie hatte das alles geschehen können? Zwei Tage nur — und alles war fort. Wie unzuverlässig ist der scheinbare Wohlstand!

Aber dieses riesige unvorhergesehene Unglück, das William so schwer getroffen hatte, war erst der Anfang einer Reihe von Schicksalschlägen. Ihn erwarteten noch andere, die nicht minder grausam waren.

Einen Monat später krepiereten ganz plötzlich zwei Hunde und eine Renntierkuh mit dem Kälbchen. Es hatte ausgesehen, als ob die Tiere leicht erkrankt wären. Sie hatten nur ein wenig traurige Augen gehabt und schlecht gefressen. Und als William des Morgens aus dem Hause ging, sah er, daß die Tiere mit gestreckten, steifgewordenen Beinen dalagen.

William untersuchte sie, bemühte sich, die Todesursache festzustellen und blätterte in seinem Handbuch über Erkrankungen der Haustiere. Aber er konnte keine Antwort finden . . .

Zwei Wochen später krepiereten drei Renntiere und ein Hund. Mit diesen war es schon ärger gewesen. Sie hatten sich einige Tage lang gequält, gestöhnt und keine Nahrung aufgenommen. Ihre Bäuche waren gebläht gewesen. William hatte versucht, ihre Leiden zu erleichtern und das Unglück mit allen Mitteln abzuwenden. Aber weder seine durch das Leben erworbenen Kenntnisse der Tierheilkunde noch das Handbuch hatten geholfen. Die Tiere waren krepirt. Zwei Renntiere hatte er noch. Aber auch diese benahmen sich schon sehr verdächtig. Sie waren traurig und legten sich öfter als gewöhnlich. Die Station war zu weit entfernt, und wie hätte er auch mit diesen Tieren fahren sollen? Außerdem konnte er die halbkranke Frau nicht hilflos allein lassen. Wenige Tage später kamen auch die restlichen Tiere an die Reihe. Drei Tage lang dauerte ihr Todeskampf. Es waren die beiden letzten Renntiere und die drei letzten Hunde gewesen.

Jetzt hatte William gar nichts mehr. Noch unlängst hatte

er Vieh für die Arbeit und Gehilfen für die Jagd und ein ganzes Vermögen in Ware gehabt. Jetzt hatte er nur noch das Haus und die Einrichtung. Fünf Kinder hatte er. Und die Lebensmittel reichten nicht einmal für den halben Winter . . . Er mußte etwas unternehmen! Aber was?

„Nikolaj, was sollen wir jetzt tun? Wir haben weder Geld noch Ware noch Geräte . . .“

Wera warf sich aufs Bett. Ihre Schultern bebten. Er trat zu ihr und sagte ruhig: „Das ist aber unrecht. Das Unglück ist gar nicht so groß. Wir haben Hände, sind kräftig und haben Köpfe auf den Schultern.“ Er streichelte sie wie ein Kind. „Macht nichts. Wir werden uns schon irgendwie herausarbeiten.“

Wera und Marina säuberten sorgfältig den Hof und den Hundezwinger und beseitigten den ganzen Mist bis zum letzten Krümchen. Boden und Wände übergossen sie mit Kalk, der vom Bau übriggeblieben war. Dann brachten sie Sand vom Strand und streuten ihn dick auf. Mit der gleichen Sorgfalt säuberten sie die Vorratskammern und den Schuppen, damit keine Spuren des Mäuseeinbruchs übrigblieben. William war davon überzeugt, daß alles nur davon gekommen sei. Und als alles fertig war, teilte er seiner Frau mit: „Wera, ich fahre nach Archangelsk.“

„Wann?“ fragte Wera erschrocken.

„Freitag wird ein Dampfer kommen. Mit dem werde ich fahren. Wenn Andrej kommt, um Marina abzuholen, bitte ihn, er möge sie uns noch zwei Wochen lang da lassen.“

„Fährst du für lange Zeit?“

„Nein, nicht für lange. Ich werde etwas verkaufen und mir Hunde anschaffen.“

„Du solltest vielleicht lieber zu den Lappen fahren und Renn-tiere kaufen. Vielleicht könntest du sie für irgend etwas eintauschen. Für Kleidungsstücke, vielleicht für einige von meinen Kleidern“, sagte die Frau.

„Die Hunde sind mir für die erste Zeit wichtiger. Bald kommt

der Winter, da kann man sie vor den Schlitten spannen und auch für die Jagd brauchen. Und wenn die Jagd gut sein wird, werden wir auch Rentiere kaufen."

"Ohne Milch werden die Kinder es nicht gut haben", versuchte Wera nochmals ihn umzustimmen, aber er antwortete nicht.

Nach genau vierzehn Tagen kam William mit demselben Schiff zurück. Fünf Hunde sprangen mit ihm ans Ufer. Es waren lauter magere, krähige Tiere. Manche waren ganz krank. Die Frau fragte verwundert: „Warum hast du solche Hunde gebracht? Was werden wir mit ihnen machen? Die Hälfte wird schon morgen krepieren.“

„Nacht nichts. Wir werden sie behandeln und pflegen. Die Hunde sind jung und von guter Rasse. Die werden bald gesund werden . . . Für gesunde Hunde braucht man viel Geld, und wir beide, du und ich, wir haben nicht, was unter einen Nagel geht . . .“

William brachte die Hunde ins Haus.

Wera wußte nicht, welche Mühe es ihn gekostet hatte, sich diese Tiere zu verschaffen. Das Geld, das er für den Verkauf seiner Sachen gelöst hatte, war für Lebensmittel und billiges Fanggerät aufgegangen. Für gute Hunde hatte er kein Geld gehabt. Da hatte er ein ungewöhnliches Mittel angewandt. Er hatte einige Jungen genommen, die ihm in den Vorstädten herrenlose, kranke Hunde eingefangen hatten. Aus zwei Dutzenden hatte er nur fünf ausgewählt, die ihm mehr oder weniger geeignet erschienen. Er brauchte dichtfellige, kleine Hunde mit breiter Brust und kühnem Blick. Nur solche konnten die schweren Bedingungen des Polarlebens aushalten.

Jetzt hatte William eine neue Sorge. Fast jeden Tag mußte er sie waschen, mit Salben einreiben und füttern. Die Hunde gesundeten rasch.

Wieder wollte die Arbeit Wera nicht von der Hand gehen. In ihrer Freizeit nahm sie ein Buch, las ein paar Seiten, legte es dann fort und saß und träumte. Der Mann schielte auf das

Titelblatt. Ein Roman! . . . Zum Teufel mit diesen sentimentalen Romanen!

Erregt zog er seine Arbeitsjacke an und verließ das Haus.

Am meisten aber lockte sie das Grammophon. Sie legte irgendeine Platte eines Opernsängers auf, hörte zu und träumte. William hatte das mehr als einmal bemerkt. Ja, das Grammophon hatte begonnen, eine üble Rolle in seinem Hause zu spielen. Diese Teufelsmaschine hatte eine trostlose Sehnsucht hereingebracht. Sie war der lebende Widerhall der Stadt. Das hatte er früher nicht geglaubt.

Als er einmal in Abwesenheit seiner Frau nach Hause kam, hob William schnell den Deckel ab und löste eine Schraube aus dem Uhrwerk. Er hatte nicht einmal überlegt, was er tat. Es war ganz plötzlich gekommen, ganz von selbst.

Abends wollte Wera das Grammophon aufziehen, aber es knarrte und kreischte nur.

„Was ist da geschehen? Nikolaj, man kann das Grammophon nicht aufziehen.“

Er kam heran, drehte die Kurbel, schaute unter den Deckel und sagte ruhig: „Die Feder ist gebrochen.“

„Was wird jetzt sein? Kannst du es reparieren?“

„Kann. Man muß die Feder nieten, und ich habe keinen Drillbohrer. Ich werde es einmal versuchen, wenn ich freie Zeit habe.“

Er verbarg sein triumphierendes Lächeln und trat ans Fenster . . .

In einem trüben Tage, als auf dem Meere ein Sturm wütete und William neben dem Hause arbeitete, erschien auf der Landseite ein Gefährt mit vier Renntieren. Darin saß Wassili, ein bekannter Lappe. Nachdem er den Hausherrn begrüßt hatte, begann er ohne Umschweife: „Vater Wilsam, mich gehört, dich Renntier gestorben, dich Hund gestorben. Gib Maschine, nimm zwei Renntier.“

„Welche Maschine?“ fragte William, der nicht verstand, was Wassili wollte.

„Dein klein Menschenmaschine mit Röhre.“

„Ah, das Grammophon!“ sagte William erfreut. „Komm herein, wir werden darüber sprechen.“

Das kam eben zur rechten Zeit. Aber wie würde seine Frau darüber denken?

Aber Wera hatte nichts gegen den Tausch einzuwenden. Sie sagte: „Ja, du kannst es hergeben. Aber kannst du es reparieren?“

„Ich werde gleich versuchen. Vielleicht geht es.“

William öffnete den Kasten, nahm die Feder heraus und begann, daran herumzuschrauben. Der Gast beobachtete aufmerksam jede Bewegung.

Eine halbe Stunde später begann zu seinem großen Vergnügen das Grammophon zu singen. Wieder ein wenig später saß der Lappe Wassili in seinem Schlitten und umklammerte fest den in einen Sack gehüllten Apparat. Vor seinem Gespann waren jetzt nur zwei Rentiere. Die beiden andern, ein Bulle und eine Kuh, standen am Vorbau.

Wieder begann Williams Wirtschaft zu wachsen . . .

Wera hatte heute einen merkwürdigen Traum gehabt: Sie fischte unweit der Bucht Kabeljau aufs Aufhaken. Jedesmal zappelte ein Fisch am Haken, kaum daß sie ihn ausgeworfen hatte. Die Arme waren vom Herausziehen schon ganz lahm. Und plötzlich kam vom Meer eine Fotle, fuhr gerade auf sie los. Ihr Herz klopfte: in der Fotle saßen ihre Brüder, Schweftern, Freundinnen. Sie wollte ihnen zurufen, sie begrüßen, vor Glück weinen, aber etwas hinderte sie daran.

„Was für eine geschickte, kühne Fischerin! Ist allein aufs offene Meer gefahren!“

„Schaut, wie fest sie ist! Nicht wie unsere Frauen. Diese schöne Gestalt! Und hübsch ist sie auch...“

„Man sieht gleich das Fischerblut... Hören Sie mal! Sind Sie nicht aus der Gegend von Archangelsk?“

Wera wollte ihnen zurufen: „Ich bin dort geboren, wo ihr geboren seid! In Moskau! Ich bin eure Schwester Wera...“

Aber ihr Mund antwortete ruhig gegen ihren Willen: „Ja, aus der Gegend von Archangelsk, von der Dwina.“

Aus der Fotle rief man ihr einige freundliche Worte zu und fuhr weiter. Sie bemerkte deutlich, daß bei den Frauen unter der äußerlichen Liebenswürdigkeit Neid auf sie, die hier einsam im Boot saß, verborgen war. Sie war bedrückt und gekränkt. Sie hatte ihnen geantwortet, als ob diese Leute ganz Fremde gewesen wären. Mit gleichgültigem Lächeln und Kopfnicken. Aber das Herz brach ihr dabei vor Sehnsucht...

Wera wollte diese Erinnerung vertreiben und trat vor den Spiegel.

Ja, sie hatte sich in diesen Jahren sehr verändert! Aus einem schwachen, schüchternen Mädchen war eine kräftige, kühne Frau geworden. Sie konnte rudern, mit dem Segel umgehen, Fische angeln, Geräte ausbessern, schießen. Und sie hatte gelernt, noch vieles andere so gut wie ein Mann zu machen.

Vielleicht war sie noch nicht einmal so sehr gealtert . . . Bier- und dreißig Jahre, aber noch wenig Runzeln unter den Augen. Ihre Haut war fast die eines Mädchens.

Zufrieden trat sie vom Spiegel fort.

Die letzten vier Jahre lang war Wera bedeutend ruhiger gewesen. Sie hatte sich davon überzeugt, daß sie untrennbar an ihre Familie, ihren Mann gefesselt war, und daß sie diese nie verlassen würde. Wenn jedes neue Kind sie auch mit einer neuen Kette belastet hatte, so hatte es ihr doch auch neue Freuden gebracht. All das hatte sie durchdacht und sich ergeben. Auch Kapitän Lysjzenko hatte ihr dazu geholfen, indem er heiratete und auf ein anderes Meer überging, ohne sich auch nur zu verabschieden. Die Erinnerung an ihn verblaßte allmählich.

Und dann waren in dem Körper der dreißigjährigen Frau die Kraft und die späte Schönheit des Nordens gereift.

„Mitja, ich fahre heute mit dem Vater aufs Meer. Bleib brav zu Hause“, sagte die Mutter und wandte sich an ihre älteste Tochter: „Und du, Anna, paß auf die Kleinen auf. Gib ihnen zu essen und mach keinen Unsinn!“

Die achtjährige Anna kannte ihre Pflichten. Sie blieb nicht zum ersten Male zu Hause. Sie folgte widerspruchslos. Dmitri aber hielt sich für einen richtigen Mann, dazu noch für einen Küstenjäger. Er war bald zwölf Jahre alt. Würdevoll erklärte er der Mutter: „Ich wollte heute in der Bucht fischen. Gestern habe ich vom Felsen aus einen großen Schwarm gesehen. Es wird nicht lange dauern.“

„Und hast du vergessen, daß du heute deine Aufgabe machen mußt? Du hast deine gestrige noch nicht gemacht“, erinnerte ihn die Mutter. „Morgen bleibe ich zu Hause, dann kannst du fahren.“

Die zarte, schlanke, ihrer Mutter sehr ähnliche Anna beklagte sich: „Mama, er wird fortgehen! Er folgt mir nie. Und allein werde ich nicht fertig!“

Sie runzelte ihre schöne Stirn, die der der Mutter so ähnlich war, und ihre Lippen zuckten weinerlich. Sie hatte gar keine

Lust, mit den Kleinen allein zu bleiben. Sie war davon überzeugt, daß der ältere Bruder aus irgendeinem Grunde aus dem Hause schlüpfen würde. Und der zweite würde ihm nachlaufen. Aber selbst wenn der zu Hause bliebe, hätte es nicht viel Zweck, denn er brachte die Kinder nur zum Weinen.

„Mitja, du darfst nicht fortgehen. Hörst du?“

„Er gräbt irgendeine Grube dort am Ufer“, teilte Anna mit.

„Na, heul schon los, du Märnliese! Klatschbase! Sie kann nur weinen und pezen, sonst nichts!“ sagte der Bruder wütend und wandte sich verächtlich ab. Konnte denn sie, ein Mädels, verstehen, wozu diese Grube war? Es war überhaupt keine Grube, sondern eine Höhle. Er wollte sie ausgraben und den Seeräuber spielen, von dem der Vater unlängst erzählt hatte. Andruschka würde im Boot fahren und aus England Waren bringen, und er, der Pirat, würde ihn überfallen, ihm das Feuerste fortnehmen und es in dieser Höhle verstecken. Andruschka hatte sie vorläufig noch nicht gesehen und wußte noch nichts von diesem Spiel.

Sichern, schweren Schrittes trat Wera in Seehundsjacke und Männerhosen aus dem Hause. William machte die Geräte im Boot zurecht.

„Was machst du denn dort? Wir müssen schon fahren. Lieber wollen wir eher zurückkommen. Steig ins Boot...“

Die Frau saß, der Mann stand. Gesicht zu Gesicht ruderten sie, geübt und taktmäßig. Sie holten weit aus und zogen stramm durch. Das Boot glitt ruhig über die schläfrige Flut...

Anna hat Puppen. Teilweise hat sie der Vater aus der Stadt gebracht, teilweise die Mutter aus Zeuglappen genäht. Sie setzt sie auf das Sofa und spricht mit ihnen: „Sitzt ruhig. Macht keinen Unsinn! Gleich werdet ihr zu Mittag essen.“ Sie wendet sich an ihr jüngeres Schwesterchen: „Sina, wollen wir zusammen spielen? Deine Puppen werden zu meinen zu Besuch kommen. Machen wir einen musikalischen Abend? Gut?“

Die kleine Schwester spielt still im Winkel neben der Kommode mit Muscheln und farbigen Steinen. Ihre Puppen schlafen schon und sind mit einer Decke zugedeckt. Sie antwortet böse, ohne den Kopf zu wenden: „Ich werde nicht mit dir spielen. Du hast Mitja bei der Mutter verpekt.“

„Warum folgt er denn nicht? Er läuft umher, und ich soll mich da mit euch abplagen! Ich will auch spazieren gehen!“ sagt Anna beleidigt.

„Ich werde nie mehr mit dir spielen.“

„Na, Spiel nicht! Ich werde nicht weinen.“

Beide Mädchen schweigen eine Zeitlang. Andruschka, der sich auf den Fußboden auf den Bauch gelegt hat, zeichnet auf ein Stück Papier irgendwelche Tiere. Er ist in seine Beschäftigung so vertieft, daß er nicht auf die Schwestern achtet.

Der vierjährige Wladimir liegt in seinem Bettchen. In diesem hatten der Reihe nach alle geschlafen, angefangen vom verstorbenen Sjomotschka, jedes zu seiner Zeit. Das von William liebevoll, nicht so schön wie fest, gezimmerte Bett hatte während dieser fünfzehn Jahre alle sechs Kinder beherbergt. Aus diesem kleinen ersten Bettchen war dann jedes in ein größeres übergegangen. Es waren ihrer jetzt fünf geworden. Drei von ihnen stehen in einem Zimmer, zwei in einem andern. Wer weiß, vielleicht wird man ihre Zahl noch vergrößern müssen! Daran hatten William und Wera, jeder für sich, mehr als einmal gedacht. Wera hätte nichts dagegen zu sagen: „Genug!“ Aber kann man denn dem Wind befehlen: „Wehe nicht!“ oder den Wellen: „Spielet nicht!“? Und der Mann hatte darüber ganz eigene Ansichten. Jeder Atemzug eines neuen Menschen in seinem Hause war für ihn ein großes Fest. Es war doch ein Stück von ihm, William, von seinem Blut und Geist! Das war doch etwas ganz Herrliches!..

Wladimir erwacht und beginnt sofort zu greinen: Warum ist die Mutter fortgegangen? Warum schmeckt die Milch so schlecht? Andruschka soll meinen Korbstuhl nicht anfassen!

Aber der braucht gerade diesen Stuhl. Er will ihn zeichnen,

aber nicht einfach so, sondern der Stuhl muß auf dem Schemel mitten im Zimmer liegen.

„Na, wein nicht. Sonst nehme ich ihn und werfe ihn ins Meer, und dann wird ihn ein Haifisch fressen!“ droht der Bruder unbesümmert und zieht weiter krumme Linien auf dem Papier.

Wolodja hört die Drohung, weint und schluchzt: „I—hich sa—ag's der Maa—ma!“

„Kannst es sagen. Ich habe keine Angst!“

„Sie wird dich schlagen.“

„Und ich werde davonlaufen.“

Mitja saß im Nebenzimmer über seinen Aufgaben. Aber kann man bei einem solchen Lärm lernen?

Ich werde ein wenig spazieren gehen. Ich habe noch Zeit zum Lernen, beschloß er und schlüpfte unbemerkt aus der Thür. Freilich brauchte er als Ältester sich vor der Schwester nicht zu fürchten. Aber es war doch besser, fortzulaufen, wenn sie es nicht sah . . .

Die Höhle war noch nicht vollendet. Mitja betrachtete sie aufmerksam. Die würde er lieber später fertigmachen. Jetzt wollte er eine große Krabbe fangen und vor eine Schachtel spannen. Da würden sich die Kinder freuen! Von diesem Gedanken entflammt lief er, um bei der Mutter ein Stückchen Fleisch zu suchen. Aber so, daß die Schwester es ja nicht merkte. Vorsichtig, jeden Lärm vermeidend, schlich er in die Speisekammer . . .

Um die Mittagszeit kamen die Eltern zurück.

„Na, Kinderchen, habt ihr euch gelangweilt?“ fragte die Mutter, ging zum Jüngsten und küßte ihn. „Hast du geweint, mein Söhnchen, weil ich nicht da war?“

„Andrjuschka wollte meinen Stuhl ins Meer werfen!“ beklagte er sich.

„Andrjuschka hat ja nur Spaß gemacht. Glaubst du denn, daß er einen Stuhl ins Meer werfen wird? Zankt euch nicht, meine Lieben! Gleich werden wir zu Mittag essen, und dann gehen wir spazieren.“

Wera wärmte eilig das gestrige Mittagessen auf.

Nach dem Essen gingen sie ans Ufer. William hatte die Fische aus dem Boot ausgeladen. Sie lagen — ein lebendiger, glänzender Haufen — auf dem Sande und lockten die schreienden Vögel an. Beide schnitten die Fische auf, die beiden ältesten Söhne zogen die Fischköpfe auf Fäden, die sie von einem Pfahl zum andern zogen. Die Luft war voll Vogelgeschrei und scharfem Geruch des gesalzenen Kabeljaus.

Als die Arbeit sich ihrem Ende näherte, legte Wera das Messer hin. Jetzt würde der Mann schon allein fertig werden, sie mußte zu den Kindern. Außerdem war es schon Zeit für den Tee. Sie wusch ihre blutige Wachstuchschürze, die Armschoner und die Stiefel ab. Die Knaben fädelten die letzten Köpfe auf. William selbst legte die letzten gespaltenen Fische in die Fässer.

Eine halbe Stunde später stellte Wera — gewaschen, frisiert und jetzt in einem Hauskleide — die Teeschalen auf den Tisch. Der Samowar fauchte lustig weiße Dampfstrahlen aus.

Bei Tisch war auch William ein anderer als der, der vor einer halben Stunde mit dem Messer hantiert und sich die Hände mit Fischblut und Eingeweiden beschmiert hatte. Er hatte vor morgen keine Arbeit mehr. Er durfte sich im Kreise seiner Familie erholen. Auch er war gewaschen und umgezogen, und auf seinem Gesicht lag satte, gutmütige Zufriedenheit.

In den letzten Jahren hatte William nicht über das Schicksal klagen dürfen. Fischfang und Jagd gingen ausgezeichnet. In jedem Frühjahr und in jedem Herbst lieferte er dem Einkäufer der Faktorei Waren für eine beträchtliche Summe und kaufte von ihm alles für die Wirtschaft Notwendige. Aber das nicht allein: manchmal fuhr er auch in die Stadt. Er mußte doch seiner Familie auch ein wenig Freude machen, jedem etwas Besonderes mitbringen. Er hatte schon eine ganz nette Bibliothek. Auch ein Grammophon war wieder im Hause. Er hatte es im vorigen Sommer auf Drängen seiner Frau gekauft. Na, schön, sollen sie und die Kinder die Freude haben! Jetzt

hat es seinen Schrecken verloren, sie hat es überstanden!“ hatte er gedacht und es gleich von der ersten Reise mitgebracht.

Besonders viel Zeit verwandte William auf die Wahl der Bücher. Er wollte seine Kinder sorgfältig und ernst erziehen . . . War Kunst notwendig? Ja! Sie verschönert und veredelt das Menschenleben. Die Wissenschaft noch mehr. Sie lehrt die Gesetze des Lebens kennen und erleichtert den Aufbau des Lebens. Bücher, die Reisen und Abenteuer behandeln, sind auch notwendig, weil sie lehren, den Menschen selbst zu lieben und zu achten. Weil sie dem Lesenden Quellen neuer Kraft erschließen und seinen Willen zum Leben befestigen.

Das ist alles richtig. Aber wie sollte er aus der ungeheuren, verschiedenartigen Menge das ihm Nützlichste und Nötigste aussuchen?

Zum Glück hatte er in Archangelsk zwei Freunde: einen alten Lehrer, der ihn seinerzeit geleitet hatte, und einen jungen Techniker vom Sägewerk. Bei jeder seiner Reisen besuchte er sie. Ehe er in eine Buchhandlung ging, beriet er sich lange mit ihnen.

„Ich will, daß meine Kinder kühn und stark werden, Trübsinn, diese eure städtische Sauertöpfigkeit, nicht kennen und das Leben lieben“, sagte er. „Vieles werden sie aus der Natur und aus ihrer Umgebung lernen. Aber noch mehr müssen sie aus der Jahrtausende alten menschlichen Erfahrung schöpfen. Dabei müssen Sie mir helfen. Sie kennen sich darin besser aus . . .“

Und auf seinen Borden standen Seite an Seite mit nautischen Büchern, Büchern der Naturwissenschaft, der Erd- und Völkerkunde, Handbüchern für das Einsalzen von Fischen nach holländischer Art, für praktische Medizin und Tierheilkunde — nebelhafte Ethik und Bände der Kultur der Vorzeit und Kunstgeschichte.

Aber besondere Aufmerksamkeit verwandte er auf die Auswahl der schönen Literatur, damit nichts Sentimentales, Süßliches, den Willen Erschlaffendes durchschlüpfte. Seine Kinder

sollten fest und herrisch auf der Erde stehen, sollten wissen, was sie wollen.

Seinerzeit hatte er jedes Buch entweder durchgelesen oder aufmerksam durchgesehen und über es nachgedacht. Die Polar-
nacht ist lang, Schneegestöber und Sturm häufig. Zeit hatte er genug gehabt . . .

Wenn der Magen gefüllt ist und keine wichtige Arbeit wartet, darf man auch ausruhen. William ging ins Nebenzimmer und legte sich auf das breite Doppelbett. Er schlief sofort ein, kaum daß er sich hingestreckt hatte. Im Hause wurden die Stimmen gedämpft. Alle Augenblicke ermahnte die Mutter die Kinder: „Still! Papa schläft. Ihr weckt ihn auf.“

„Wolodja, schrei nicht, mein Liebling! Papa will schlafen.“

Als Wera mit dem Begräumen des Geschirrs fertig war, prüfte sie die beiden Ältesten, was sie während des Tages gelernt hatten. Dann begann die Musikstunde. Am Montag spielte der älteste Sohn Klavier, am Dienstag der zweite. Dann kamen der Reihe nach die Töchter. Der Jüngste, Wladimir, hielt keine Reihe ein. Bei jeder Gelegenheit öffnete er den Deckel und drosch mit Begeisterung auf die Tasten. Dabei wurde sein Gesicht ernst und angespannt. Der Vater betrachtete seinen Sohn freudig und scherzte: „Wolodjka wird ein richtiger Musiker werden. In zwei, drei Jahren wird er euch alle überflügeln. Dann fahre ich mit ihm nach Moskau, um Konzerte zu geben.“

William selbst spielte schlecht. Dafür kimperte er in seiner Freizeit gern auf der Gitarre. Wenn er gut aufgelegt war, sang er manchmal halblaut ein Seemanns- oder Fischerlied. Die Kinder standen dann um ihn herum. Auch Wera war zufrieden und hörte lächelnd zu. Still und freudig sind die ruhigen Stunden der Erholung . . .

William ging schon seit langem ein Gedanke durch den Kopf, den er auf der Jagd und zu Hause ernsthaft überlegt hatte. Endlich begann er energisch, sein Haus in allen Richtungen zu vermessen, es von allen Seiten zu betrachten und wieder zu überlegen. Wera fragte erstaunt: „Was machst du da?“

Er blickte zur Decke empor und beendigte im Geist die Berechnungen. Dann blickte er nach seiner Gewohnheit durchs Fenster aufs Meer und sagte nachdenklich: „Wir werden bald anbauen müssen. Entweder ein Stockwerk aufsetzen oder in die Breite bauen. In ungefähr fünf Jahren werden die Kinder groß sein. Wo sollen wir sie unterbringen? Die beiden Ältesten werden ein Zimmer brauchen und die Mädels auch.“

Seine Frau war gar nicht erstaunt. Auch sie hatte schon lange daran gedacht.

„Ein Zimmer für dich wäre auch nicht schlecht. Du könntest dich da ungestört ausruhen. Bei uns im Schlafzimmer ist schon zu viel Lärm“, sagte sie.

William maß nochmals mit dem Zollstock die Länge der Scheidewand und kniff träumerisch das linke Auge zu.

„So eine Art Arbeitszimmer wäre schön für uns, daß du oder ich einmal ein Buch lesen oder arbeiten könnten.“

„Ja, sicher, wenn es geht. Ein Zimmer mehr wäre für uns nicht schlecht“, bestätigte Wera. „Aber für die Kinder brauchen wir unbedingt zwei. Bald werden sie groß sein, und wir werden sie nicht unterbringen können.“

Sie war mit seinem Plan sehr einverstanden.

„Nun, was meinst du, sollen wir ein Stockwerk aufsetzen oder anbauen?“ fragte der Mann.

„Ich glaube, ein Anbau würde besser sein“, sagte sie. „Schöner und wärmer. Übrigens, entscheide lieber du selbst. Du verstehst das besser als ich.“

Sie gingen hinaus und einmal ums Haus herum. William maß die Fläche neben dem Hause nochmals mit Schritten aus, und beide beschloßen, einen Anbau von gleicher Größe zu machen. Wenn es auch teurer war, als ein Stockwerk aufzusetzen, da das Dach mehr kostete, war es dafür bequemer. Und was den Ausschlag gab: ein niedriges Haus ist besser gegen Sturm geschützt.

Von diesem Tage an begann William, das Material vorzubereiten. Er sortierte das Treibholz. Das bessere ließ er für

den Bau, das schlechtere bestimmte er für Heizmaterial. Dann bestellte er in der Faktorei Nägel, Blech, Ziegel und das übrige. Um alles auf einmal zu kaufen, brauchte man viel Geld. Aber so nach und nach konnte er im Laufe von zwei Jahren alles anschaffen. Dann war der Bau selbst ein Kinderspiel von zwei, drei Monaten.

Jetzt hatten sie also eine neue Sorge. Wenn das Wetter jetzt nicht erlaubte, aufs Meer zu fahren, und wenn keine andere wichtige Arbeit zu machen war, zum Beispiel die Ausbesserung der Fanggeräte oder irgendeines Wirtschaftsgegenstandes, machte sich William am Treibholz zu schaffen. Zuerst trug er die besten Bretter und Balken zum Schuppen und schützte sie durch ein Blech vor Unwetter. Dann entschloß er sich, einige Bretter zu behobeln. Es machte ihm Freude, mit dem Hobel zu arbeiten. Dann schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er doch eigentlich zimmern könnte. Einstmals in seiner Jugend hatte er dieses Handwerk zum Zeitvertreib gelernt. Ohne viel zu überlegen, machte er sich an die Fensterrahmen. Nach den Rahmen kamen die Türen an die Reihe. Ganze Tage lang hobelte er begeistert, sägte und hämmerte und war sehr zufrieden, daß die Arbeit ihm gelang. Er rief seine Frau herbei, um ihr sein Werk zu zeigen.

„Siehst du, was ich gemacht habe? Das ist eine Arbeit, daß ein richtiger Zimmermann neidisch werden kann! Sauber, geschickt und fest.“

„Sehr schön, und wie fein glatt gehobelt“, sagte sie lobend und strich mit der Hand über das Holz.

„Und jetzt rechne dir mal aus: Jeder Rahmen kostet nicht weniger als fünf Rubel. Wir haben zwölf — da hast du schon sechzig Rubel. Und die Türen zu zehn Rubel — auch ein halbes Hundert! Das ist doch geradezu reiner Verdienst, bares Geld! Siehst du, wie ich bin? Und du lobst mich nicht!“ fügte er scherzend hinzu und machte sich wieder an die unterbrochene Arbeit.

Eines Tages kam Ambrossi und sagte voll Neid: „Du

wirst wieder tüchtig reich, Nikolaj Petrowitsch. Du hast ein Glück!"

Gewöhnlich kam er zwei, dreimal im Jahr mit seinem Neffen und dessen Frau zu William.

„Woraus schließt du das?“ fragte William etwas unwillig.

„Wieso denn woraus? Siehst du, du hast ein Klavier, Stühle und ein gepolstertes Sofa, und jetzt baust du noch an. Is ja wahr, die Familie wächst . . . Du brauchst das . . . Ich sag man bloß, du hast Glück.“

„Ach, das mit dem Anbau — das ist noch nicht amtlich. Vielleicht wird gar nichts daraus. Ich habe mich nur mit Zimmern befaßt, weil ich nichts zu tun hatte“, sagte der Hausherr, und sein Ton wurde wieder freundschaftlich. „Du sparst dein Geld: in den Topf und in die Erde! Aber wir bringen jedes Fünfkopekenstück in Umlauf. Paß nur auf, du wirst sterben, und dann hat keiner was davon!“

„Sparen! Ja, wir sparen!“ sagte ärgerlich der Alte. „Aber ein ordentliches Haus können wir uns nicht aufstellen. Kleiden können wir uns auch nicht. Und arbeiten tun wir doch wohl auch nicht weniger als ein anderer. Aber wenn einer Pech hat, kann er krepieren und auch nichts dagegen tun. Im Frühling vor zwei Jahren hat's mir mein Gerät abgetrieben — dreihundert Rubel aus der Tasche. Im vorigen Jahr hat der Sturm das Boot zerschlagen und den Schuppen ins Meer ge- weht. Und dieses Jahr bin ich selbst immer krank . . . Und du quatscht von Sparen!“ Er schwieg eine Zeitlang. „Heute bin ich hergekommen, um dich zu bitten, ob du nicht vielleicht Leine für meine Grundangelschnüre hast. In die Faktorei ist zu weit, und meine ist schon ganz abgenützt, reißt immer . . .“

„Werde ich wohl kaum haben. Vielleicht ein kleines bißchen“, antwortete William. Er hatte die Leine, aber der Ton des Alten gefiel ihm nicht, und er wollte sie ihm nicht geben. Ambrossi bettelte ihm jedesmal etwas ab, gab aber selten etwas zurück.

Urania jammerte indessen die Hausfrau an: „Du lebst da

mit deinem Mann wie eine Gnädige. Allerhand Kleider hast du, aus Wolle, aus Baumwolle, ganz verschieden, wie eine Städtische. Und ich habe nicht mal was Ordentliches zum Wechseln. Ganz schäbig ist alles. Du hast da 'nen schönen jungen Mann. Hätte ich das eher gewußt, ich hätte um keinen Preis geheiratet. Als Mäd'el war ich meine eigene Herrin: was ich verdiente, das war mein. Niemandem habe ich Rechenschaft geben müssen!"

Wera wußte, daß sie guten Fang hatten, daß aber der Alte geizig war und den Neffen und dessen Frau knapp hielt. Sie schenkte ihr ein altes Barchentkleid. Arinia war sehr zufrieden.

Die Herbstfangzeit war dieses Jahr spät gewesen und sehr stürmisch. Aber William wollte keine Zeit unnütz verlieren. So bald das Wetter halbwegs erträglich war, fuhr er aufs Meer hinaus. Er mußte auf die ferne Sandbank fahren.

Heute bissen hauptsächlich Schellfische, ab und zu auch ein großer Heilbutt. Wenn Dmitri einen großen Fisch sah, noch tief unter Wasser, rief er freudig: „Papa, wieder ein Heilbutt! Auch ein so großer!“

Er hielt die Leine der Grundangel, wenn der Vater den Fisch vom Haken nahm. Die großen ließen sich schwerer abnehmen. Aber unter dem geschickten Hieb von Williams Schlegel kamen sie ebenso schnell wie die kleinen auf den Boden des Bootes.

Als die Grundangel schon fast ganz aufgeholt war, hing an einem der letzten Haken ein ungewöhnlich großer Heilbutt. Er war nicht weniger als anderthalb Meter lang, hatte einen riesigen Bauch und einen buckligen Rücken. Im Vergleich zu seiner Größe war sein Maul sehr klein. William zog langsam und vorsichtig die Leine ein. Der Fisch hob sich träge plätschernd frei und furchtlos an die Oberfläche. Beide beobachteten gespannt seine Bewegungen. Es war große Erfahrung nötig, ihn ans Boot zu bekommen. Eine stärkere Bewegung des Fisches hätte genügt, um die dünne Angelschnur, an der der Haken saß, zu zerreißen.

William zog den Fisch näher, wickelte die Leine der Grundangel rasch um die Dollen, beugte sich über die Bordwand, fast bis aufs Wasser, und hieb ihm den Bootshaken in den Rücken. Sofort wurde das Boot zur Seite gerissen und neigte sich stark. Aber William stand fest, stemmte sich mit dem Knie gegen die Bootswand und hielt den Fisch mit aller Kraft. Es war schon die Todeszuckung gewesen. Als sie vorüber war, färbte sich das Wasser mit Blut.

Mühselig zogen beide den Fisch herauf. Der Heilbutt machte

die letzten schwachen Bewegungen mit Schwanz und Riemen. Seine Augen verglasten.

„Na, mein Freund, jetzt haben wir für lange Zeit genug zum Kochen und Braten“, sagte William, als der Heilbutt auf dem Fischhaufen lag.

„Werden wir den denn selbst essen?“ fragte der Kleine erstaunt.

„Einen so seltenen Fisch werden natürlich nur wir essen!“

Das Segel blähte sich und zog, träge schwankend, das vollbeladene Boot zum Ufer. William saß am Heck und rauchte Pfeife, der Sohn saß auf der mittleren Ducht. Hinter dem Boot sah man zwei wirbelnde Wasserstreifen, die keilförmig immer weiter auseinander gingen. Wie schwarze Klumpen wiegten sich Möwen, die in ganzen Schwärmen hier waren, auf den Wellen. Manchmal fuhr das Boot mitten in einen solchen Schwarm hinein. Dann tauchten sie eilig oder liefen über das Wasser zur Seite, wobei sie ihre weißen, glänzenden Bäuche zeigten. Der Himmel und das Meer trübten sich, aber der Abend war noch fern. Sie hatten Zeit, in die Bucht zu kommen. Plötzlich wehte hinter dem Berge ein Gegenwind hervor und zerknitterte rasch das Segel. William blickte besorgt auf den Himmel. Über der Küste krochen Wetterwolken herauf. Wie hatte er das nicht eher bemerken können! Das Segel flatterte einen Augenblick lang hilflos und blähte sich dann nach der falschen Seite. Er mußte es fallen lassen und sich dann schnell an die Riemen machen.

Noch war das Meer ruhig. Langsam hoben sich schwere, kleingekräuselte, trübblaue Wogen. Stellenweise glänzten weiße Schaumkronen auf. Der zunehmende Küstenwind riß die Wellengipfel stoßweise ab und jagte bald hier, bald dort Wasserstaub in die Höhe. Diese Landbö versprach nichts Gutes.

Beide ruderten. Das Boot bewegte sich vorläufig noch gehorsam über die ausgewählten schweren Massen, aber der Wind wurde immer stärker, die Wellen immer höher. Bis zum Ufer waren es noch ungefähr fünf bis sieben Meilen. Sie würden

viel Kraft hergeben müssen. Aber William brauchte sie nicht auszuborgen. Er mußte nur durchhalten. Was für ein großes Schiff gar nichts Besonderes ist, kann ein kleines Fahrzeug vernichten. Und die Küstenbewohner fürchten sich vor dem Landwind mehr als vor allen andern, denn der treibt sie vom Ufer fort ins offene Meer . . .

„Wir müssen nur bis zum Felsen kommen. Dort, unter dem Ufer, wird es leichter sein“, beruhigte William seinen Sohn.
„Dort sind gar keine Wellen.“

Das Meer veränderte jäh sein Aussehen. In schweren, schmutziggrauen Ballen schwebten die Wetterwolken und flossen zu einer finstern, gequollenen Schicht zusammen. Es dunkelte vorzeitig. Alles dröhnte und rauschte. Drohende Wogen stürzten mit wachsendem Lärm auf das Boot los, bereit, in tausendpudschwerer Masse darüber zu stürzen. Aber es wandte seinen Bug in die Höhe, als ob es springen wollte, und der brausende Wall glitt unter ihm hinweg. Einige Augenblicke lang bebte das Boot in Spritzern und Schaum auf der Höhe des Rammes, dann fiel es in die schwarze Wasserschlucht. Schon erschien der Kamm der nächsten Welle einige Meter hoch über Williams Kopf. Die Riemen der Ruderer schnitten entweder durch die Luft, oder sie sanken so tief ein, daß sie kaum durchgezogen werden konnten. Von der Anstrengung und dem eisigen Wasser schmerzte die beiden der ganze Körper. Ihre Finger gehorchten nicht mehr. Aber nicht einen Augenblick lang durften sie halt machen, den Kurs verlieren.

William hatte weder mit sich noch mit seinem Sohn Mitleid, und er fürchtete sich auch nicht. Er kannte nur Willens- und Muskelanspannung. Manchmal flammte in einem Winkel seines Bewußtseins der Gedanke an seine Familie auf . . . Flammte auf und erlosch sofort, als ob er ganz fremd wäre. Und wieder riß er seinen Willen zusammen und arbeitete wie rasend mit den Riemen, obgleich ihm ganz klar war, daß der Kampf zwecklos wäre, daß er bis zum Horizont getrieben werden würde. „Nur bis zu jenem Felsen, dort unter dem Ufer“

kreiste ein Gedanke hartnäckig in seinem Hirn, drängte sich in seine Muskeln . . . Nur nicht den Kurs verlieren! . . . Und der Kurs — gerade auf die Wogen los! Dort, in dem trüben, dröhnenden Chaos liegt irgendwo das unsichtbare Ufer. Er wollte den Sohn aufmuntern, wollte ihm irgend etwas sagen, aber der Wind und die salzigen Spritzer klebten ihm den Mund zu. Plötzlich entsetzte ihn der Gedanke: „Die Wellen können den Zungen über Bord spülen!“ William vergaß die Riemen, sich selbst, und schrie erschrocken: „Genug! Rudere nicht! Binde dich an der Ducht fest!“

Seine Stimme versank im Rauschen der Wogen. Ein neuer Wall riß das Boot in die Höhe, schlug gegen den Bug und bedeckte es mit Spritzern und Schaum. Und als es in das Wellental stürzte, war der Kurs schon verloren. Einen Augenblick später flog der rechte Riemen des Sohnes über den Kopf des Vaters. Der Junge lag unter der Ducht und klammerte sich krampfhaft an das Brett. Wieder schrie William verzweifelt und bemühte sich, das Dröhnen des Elementes zu überhören: „Binde dich fest! Binde dich fest!“

Der Sohn hörte ihn nicht. Seine Hände erstarrten auf dem Brett. Wieder zitterte das Boot auf einem Wellenkamm. William machte eine rasche Bewegung, um die Riemen ins Boot zu werfen. Er konnte ganz unmöglich weiterrudern. Ein neuer Wellenschlag — und auch sein Riemen flog durch die Luft. Mit der nächsten Bewegung zog er ein kleines Sturmsegel auf, beugte sich sofort zu seinem Sohn und band ihn mit einer Leine an den Sitz. Und da bemerkte er erst, daß das Boot halb voll Wasser war. Eilig warf er die Fische über Bord und griff nach der Schöpfkelle.

Das Segel gab dem Boot größeren Halt, aber der Kurs wechselte jäh.

„Mitja, nur Mut! Wir fahren nach der Insel!“ schrie er dem Kind ins Ohr.

Einige Minuten später mußte er wieder Wasser ausschöpfen. William griff nach der Schöpfkelle, da fühlte er einen schweren,

elastischen Schlag auf die Schulter. Er fiel mit dem Kopf über Bord, sah eben vor seinem Gesicht deutlich die schwarzbraune Masse des Wassers, die von lebendigen Mustern dünner, gespannter Adern überzogen war. Dann stoben ihm Funken aus den Augen, etwas Eisiges, Rasses berührte sein Gesicht — und alles war verschwunden.

Als er die Augen aufschlug, lag die rechte Hand des Knaben auf seiner Brust. Sie hatte sich in seine Jacke eingekrallt. Das blaugewordene, von Entsetzen verzerrte Gesicht mit dem Blutstreifen auf dem Kinn schmiegte sich an sein Knie.

William machte eine Anstrengung, erhob sich und rückte dicht an den Sohn heran. Er umarmte ihn, hauchte ihm ins Gesicht, bemühte sich, ihm seine eigene Kraft und Festigkeit einzuatmen. Die Wellen schlugen gegen die Bootswand, gegen den Bug, stürzten manchmal ins Boot hinein. Dann machte er eine Hand frei und nahm die Schöpfschelle. Er hatte weder Hoffnung noch Angst. Alle seine Gedanken, sein ganzer Wille waren auf eines gerichtet: seinen Sohn zu erwärmen! Er riß seine durchnäßte Seehundsjacke auf, daß die Knöpfe absprangen, und drückte seinen Sohn fest an seinen nackten Körper. Sein Kopf dröhnte, alles drehte sich vor seinen Augen. Er fühlte, wie ihn seine Kraft verließ, wie seine Muskeln nachgaben, alles gleichgültig wurde. Nur seine Arme umfaßten den Sohn in unlösbarem Knoten.

„Mitja! Wir treiben ab!“

Aber der Junge hörte diese Worte nicht mehr . . .

William konnte sich nicht erinnern, wie lange er mit den Elementen gekämpft hatte. Diese Tage — oder waren es nur Stunden gewesen? — hatten sich wie ein dicker, schwarzer Fleck auf sein Bewußtsein gelegt. Er kam in einer Hängematte im Mannschaftslogis eines Fischseglers zu sich. Neben ihm stand ein fremder, härtiger Mann mit einem Blechnapf. Über seinem Kopf schwankte eine schmutzige Gazebinde. Daneben eine Gummiwärmflasche.

William blickte den Härtigen an, überflog mit dem Blick

den engen Raum, in dem in zwei Schichten übereinander die leeren Schlafnester hingen, zuckte zusammen und richtete sich auf: „Und Mitja? . . . Wo ist mein Sohn Mitja?“

„Er lebt. Da ist er“, antwortete wortkarg der Seemann, stellte den Napf auf die Gazebinde und schritt zum Ausgang.

William verlor wieder das Bewußtsein.

Fast eine Woche lang wälzten er und sein Sohn sich ohne Pflege in Fieberwahn und Schüttelfrost. Alle waren mit dem Kampf mit den Wellen beschäftigt. Der Segler, der seine halbe Takelung verloren hatte, jagte verwundet und hilflos, kläglich und jämmerlich über die Wellen und lief Gefahr, jeden Augenblick zu versinken. Der Himmel, der von flaumigen, wirbelnden Wetterwolken gallertig war, wurde nur für kurze Zeit lichter. Alles ringsum heulte und donnerte.

Nach zehntägigem Sturm sprang der Wind um. Jetzt blies es aus Nordosten. Eine Zeitlang gaben die in Schwung gekommenen Wellen nicht nach. Der Wind riß ihre weißen Mähnen ab, hobelte riesige Wasserhügel glatt, und der weiße Gischt flog hoch in die Luft. Nach und nach wurde das Meer ruhig, das Dröhnen wurde schwächer, als ob es in der Tiefe versänke. Nur selten brüllten einzelne Ausbrüche.

Das Schiff hifste die Segel. Jetzt wurde es dem Lande zugetrieben. Für den Kapitän eine neue Sorge. Würde er die Küste erreichen können, ehe die neuen, von achtern kommenden Wellen zu groß waren?

Er stand auf der Brücke und tastete mit dem Fernglas aufmerksam den Horizont ab. Die Küste war ganz nahe zu sehen, aber ebenso nahe schwebte ein grauer, nebliger Streifen hinter dem Schiff. Da näherten sich mit wirbelndem Wasserstaub die Rämme der neuen Wellen!“

William kam aus dem Mannschaftsraum heraus. Er schwankte, stützte sich beim Gehen auf einen Stock. Es war der zweite Tag, nachdem er das Bett verlassen hatte, und als er heute gehört, daß das Ufer nahe war, hatte er beschlossen, auf

Deck zu schauen. Der Gedanke an seine Familie nagte die ganze Zeit hindurch krampfhaft in seinem Hirn.

„Hören Sie, es ist für Sie noch zu früh, so herumzulaufen! Bleiben Sie lieber noch einige Tage liegen!“ rief ihm der Kapitän von oben zu und senkte sein Marineglas.

William winkte mit der Hand ab.

„Macht nichts! Ich fühle mich ganz wohl. Wo sind wir eigentlich?“

„Nicht weit von Ihrem Haus! Da ist der Schwarze Felsen. Dort ist die heilige Nase. Es hat uns gedreht und gedreht, und jetzt werden wir wieder dorthin getragen!“

Sehr erregt bohrte William seinen Blick in das bekannte Profil des Landstreifens. Dann wandte er sich zum Horizont um und beobachtete das nahende graue Band. Das Schiff jagte, leicht stampfend, mit großer Geschwindigkeit vorwärts. Der bärtige, finstere Matrose Kusma Sybunow krampfte sich fest an das Steuerrad, blickte scharf vorwärts und war bereit, jedes Kommando des Kapitäns sofort zu erfüllen.

William berührte den Kapitän an der Schulter.

„Stjepan Jegoritsch, wir kommen nicht zurecht! Es wird uns an den Felsen werfen! Und außerdem ist seit dem letzten Jahre hier in der Nähe eine Untiefe festgestellt worden . . .“

„Run, was meinen Sie, sollen wir Anker werfen?“ fragte der Kapitän beunruhigt.

William hatte eine schreckliche Sehnsucht nach dem Lande. Hinter der Landzunge dort stand sein Haus. Dort quälte sich in Erwartung seine Familie. Bei solcher Geschwindigkeit könnten sie in ungefähr einer Stunde am Ufer sein. Aber er sagte fest: „Ja, wir müssen ankern. Wenn es still wird, fahren wir gerade in die Bucht. Hinter der Landzunge ist ein guter Ankerplatz.“

Der Kapitän gab das Kommando. Die Segel fielen. Sofort wurde die Fahrt des Schiffes abgestoppt. Der Anker rasselte hinunter. Das Schiff zuckte, hielt einen Augenblick still und drehte sich dann langsam mit dem Heck nach vorn. Einige Mi-

nuten darauf schlugen die herbeistürmenden Wellen wild gegen den Bug und beide Bordseiten und stürzten in einem Regen von Spritzern über das Deck. Nach dem anderthalbwöchigen Sturm auf offenem Meer schien dieser Anprall wie ein Kinderspiel. Und es würde wohl kaum lang dauern, da der Himmel sich auf allen Seiten aufklärte. Wenn nur die Ankerkette hielt!

Der Knabe lag immer noch in der Hängematte aus Segeltuch im Mannschaftslogis. Die Schläge der Wellen fanden in ihm krankhaften Widerhall. Bei jedem starken Stoß wandte er sich erschrocken an seinen Vater: „Papa, geht der Sturm schon wieder los? Papa, wird das Schiff nicht scheitern? Hörst du? Es knarrt! Die Bordwand bricht!“

„Nein, mein Junge! Das ist nichts! Jetzt ist keine Gefahr. Wir werden bald zu Hause sein!“

Der Sohn nahm seine Hand, legte sie sich auf die Brust und schloß müde die Augen. Die Krise war bei ihm schon vorüber, das Fieber gab nach, er bekam Appetit. Nur seine Füße wollten ihm noch nicht gehorchen. William hatte schreckliche Angst. Was würde sein, wenn er sie verlöre? Er würde ein Krüppel sein! Was dann? Für einen Küstenjäger ist das der Tod . . .

In der Nacht wurde es stiller. Die Lufttemperatur sank stark. Vom Horizont rollten schwer die letzten Wälle, und auf ihnen krochen Eisschollen herbei.

Man holte den Anker auf, hißte die Segel, aber der Wind war so schwach, daß sie wie Lappen taumelten. Das Schiff bewegte sich fast gar nicht und schwankte faul auf der Dünung. Binnen vierundzwanzig Stunden legten sie kaum drei Meilen zurück. Das Quecksilber des Thermometers fiel noch um einige Teilstriche.

Als William am nächsten Morgen den Mannschaftsraum verließ, war er starr vor Erstaunen. Rings um das Schiff glänzte ein scholliges Eisfeld. Vollkommene Stille. Sie standen unbeweglich. Hastig öffnete er die Thür der Kapitänskajüte.

„Stjepan Jegoritſch, wiſſen Sie eſ ſchon? Ein neueſ Un-
glück! Wir frieren im Treibeis ein!“

„Na, irgendwie werden wir ſchon anſ Ufer kommen. Daſ Eis iſt
brüchig und eſ gibt auch hier und da freieſ Waſſer da zwiſchen.“

„Aber wir ſind doch nicht auf einem Dampfer! Ohne Wind
kann man ſich ja nicht rühren. Und morgen oder übermorgen
wird daſ Eis dichter und friert zuſammen. Dann können Sie
fahren!“

Sie gingen auf Deck. Statt der Wogen, die kürzlich hier
getobt hatten, umgab ſie eine weiße Ebene. Daſ Meer war
vollkommen ſtumm.

„Ja, daſ iſt eine böſe Sache. Wir können hier noch den
ganzen Winter ſtecken bleiben!“ ſagte der Kapitän traurig. „Der
Teufel weiß, waſ daſ iſt. Wer hätte denken können, daſ daſ
eine ſolche Wendung nehmen würde! Ich habe zwanzigtauſend
Pud Ladung. Waſ werde ich mit der hier machen?“

Aufgeregt ging er inſ Steuerhaus.

Am nächſten Tage war daſ Eis ſo dick, daſ man darüber
gehen konnte. William hielt eſ nicht auſ, noch länger zu warten.
Er beſchloß, trotz der Gefahr und ſeiner Schwäche, noch heute
anſ Ufer zu gehen. Für den Knaben baute man auſ Stiern
und einer leeren Kiſte eine Art Schlitten. Der Kapitän und
zwei Matroſen begleiteten ſie. Sie bewegten ſich vorſichtig,
hielten ziemlichen Abſtand voneinander und prüften mit
Stangen die Feſtigkeit deſ Eiſeſ. Für den Fall, daſ ſie ein-
brechen ſollten, wurde vom erſten zum lehten ein Seil gezogen.
Hier und da mußten ſie offeneſ Waſſer umgehen, auſ dem
träge durchſichtiger Dunſt aufſtieg.

Der Kapitän konnte ſich mit der neuen Situation gar nicht
abfinden.

„Solcher Blödsinn! Feiner Scherz, faſt am Ufer einzufrie-
ren!“ brummte er vor ſich hin. „Eſ ſind ſelbſt beim ſchäbigſten
Winde nur zwei Wegſtunden. Man kann ja geradezu auf dem
Bauch hinkriechen. Und jeht — da haſt du’ſ, kannſt hier acht
Monate lang ſtecken!“

William, der vorn ging, versuchte, ihn zu beruhigen: „Stjepan Jegoritsch, ich glaube, daß das noch nicht endgültig ist. Es braucht nur ein kleiner Sturm aufzukommen, dann bleibt vom Eis nichts übrig. Es ist noch zu früh.“

„Sie haben gut reden! Sturm! Und wenn er nicht kommt? Ich habe zwanzigtausend Pud Fische! Soll ich hier Gefrierfisch machen? Und wenn im Frühjahr das Eis anfängt, sich zu packen, dann kann es mir noch mein ganzes Schiff zerdrücken. Und wer ist schuld daran? Ich! . . . Ich muß um einen Eisbrecher telegraphieren.“

„Stjepan Jegoritsch, bis zum Telegraphen sind es mehr als hundert Meilen über wegloses Land!“

„Und wenn es tausend sind! Ich kann doch nicht wie ein Narr hier sitzen!“

Der Kapitän war noch jung, aber er hatte schon an einer Karischen Expedition teilgenommen. Und er war mehr als einmal auf Walfang bis Spitzbergen und Nowaja Semlja gefahren. Nur durch Zufall war er in diesem Jahr auf diesen Segler geraten . . . Sie kamen ans Ufer. Mühsam kletterten sie den nach dem Sturm vereisten und mit frischem Pulverschnee bedeckten Uferhang hinauf. Von hier waren nicht mehr als sieben, acht Meilen in der Luftlinie bis zu Williams Gehöft. Aber auf diesen geraden Weg mußten sie bald verzichten. Sie stießen auf solche Schneeverwehungen, daß sie nicht vorwärtskommen konnten. So mußten sie Umwege längs des schützenden Ufers machen. Das verlängerte den Weg fast auf das Doppelte.

Hier war das Meer stellenweise eisfrei. Die riesigen Eislöcher waren von feinen Wellen gefältelt. Als sie weitergegangen waren und um einen Felsen bogen, öffneten sich breitere Wasserflächen. Und im Westen war bis zum Horizont, wo der Arm des Golfstroms floß, nicht eine Scholle. Sie sahen also, daß das Schiff nur in einem kleinen Eisfeld eingestoren war.

Als der Kapitän das offene Meer erblickte, wurde er sofort ruhig. Wirklich, wenn nur ein tüchtiger Wind aufkäme, würde

von dem Eisfeld keine Spur übrigbleiben. Jedenfalls hatte er Hoffnung, daß sein Schiff befreit werden könnte.

William zog den Schlitten hinter sich her und dachte voll Unruhe an seine Frau und seine Kinder. Wie mochte es denen dort gehen? Was mochte mit ihnen geschehen sein? Er war mit seinem Sohne fast zwei Wochen lang von Hause fort gewesen. Wieviel konnte sich in dieser Zeit verändert haben! Er stellte sich die Verzweiflung seiner Frau vor. Selbstverständlich rechnete sie nicht mehr damit, die beiden wiederzusehen. Welch sorgenvolle Tage mußte sie verlebt haben! Und die Kinder . . . Die erste Zeit hatten sie wahrscheinlich auf ihn gewartet, waren unruhig gewesen, hatten jeden Augenblick aus dem Fenster gesehen und dem Bellen der Hunde und jedem andern Geräusch gelauscht. Und dann . . .

William schauderte. Er wollte das nicht sehen, was nachher gekommen war. Er bückte sich zu seinem Sohne: „Ist dir nicht kalt?“ Er richtete die Matrosendecke, die über dem Kinde lag. „Jetzt ist's nicht mehr weit. Bald sind wir dort. Nur ein bißchen Geduld.“

Aus dem Hügel hervor tauchte das Haus auf. Kein Rauch, kein Hundegebell!

„Da sind wir schon zu Hause!“

William wollte es freudig sagen, aber seine Unruhe klang in seiner Stimme.

Er beschleunigte seine Schritte. Tief fast. Seine entkräfteten Füße torkelten. Er atmete schwer. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Im Hause die gleiche Stille. Die Fensterscheiben waren leblos, von Frost überzogen.

William klopfte an die Thür. Klopfte laut. Ungeduldig. Er hörte keine Schritte im Vorbau, nicht den Ruf der Frauenstimme. Er fühlte nur, wie toll und laut sein Herz schlug.

Als die Thür sich halb öffnete und Weras freudig erschrockenes Gesicht erschien, griff William nach dem Türpfosten. Es schien, als ob seine Knie eingeknickt wären.

„Ich habe nichts. Das ist nur so . . . Ich bin müde . . .“ entschuldigte er sich, ohne sich an jemand zu wenden, schritt mühselig über die Schwelle und tastete sich vorwärts.

Hinter ihm trug Stjepan Jegoritsch Mitja und ordnete noch im Gehen an: „Bitte, machen Sie rasch das Bett zurecht. Wir müssen den Jungen hineinlegen.“

Eine Viertelstunde später war William fast wie gewöhnlich. Auf seinem Knie saß der Jüngste, Wladimir, und zupfte den schwarzen Bart des Vaters. Mit der Rechten und der Linken zog William die andern drei an sich und sagte mit ein wenig müder Stimme: „Wera, gib uns zu essen. Wir sind sehr hungrig. Es war ein langer Weg.“

Weras Hände zitterten. Ihre Augen glänzten. Schweigend deckte sie den Tisch.

Fest und für lange Zeit war das Schiff im Eis stecken geblieben. Es bestand keine Hoffnung, daß ein Eisbrecher käme. Aus Archangelsk wurde gemeldet, daß er mit der Nordexpedition im Karischen Meer wäre und nicht so bald zurückkommen würde. So konnte man nur auf einen Sturm warten und hoffen, daß er bald kommen und sie aus dieser eisigen Gefangenschaft reißen würde. Aber der rettende Sturm ließ auf sich warten, und das Eis wurde immer fester.

Sieben Mann von der Besatzung, die von der Terster Küste waren, wollten sich mit der gegebenen Lage nicht abfinden. Sie nahmen ihre Habseligkeiten und liefen auf Skiern über die Tundra nach Hause. Der Kapitän stellte ihrem Fortgehen kein Hindernis in den Weg. Es gab ohnehin keine Arbeit. Und außerdem gingen sieben Esser vom Proviant ab. Sieben Körper aus der Enge des Mannschaftslogis. Das allein war schon eine Wohlthat für die acht Mann, die zurückblieben. Außerdem gab es weniger Lärm und Zank. Ohne Arbeit werden die Leute bald wild und vergessen die Schiffsdisziplin.

Stjepan Jegoritsch wurde jetzt ein häufiger Gast in Williams Hause.

Er war jung und feurig, verstand es, hinreißend zu erzählen und zu rechter Zeit aufmerksam zur Hausfrau zu sein. Das sind Eigenschaften, die Frauen hoch schätzen. Und nach nicht allzu langer Zeit hatte er in Weras Herzen schon irgendein Mätzchen eingenommen.

William bemerkte das nicht, oder er wollte das Liebespiel, das sich da zwischen seiner Frau und dem jungen Seemann anbahnte, nicht sehen. Wenn er von der Jagd zurückkam, traf er oft in seinem Hause den Gast an, der schon länger als eine Stunde vor seiner Ankunft mit Wera allein gewesen war. Sie waren nicht im gemeinsamen großen Zimmer, in dem gewöhnlich die Kinder spielten, sondern nebenan im kleinen Zimmer mit den Polstermöbeln. Es kam vor, daß beide bei seinem

plötzlichen Erscheinen merkwürdig verlegen wurden und ein zufälliges, unnützes Gespräch begannen. William fühlte, daß sie vor seiner Ankunft von etwas anderm gesprochen hatten. Aber er ließ nicht merken, daß er das erriet und daß ihm diese vertraulichen Unterhaltungen unangenehm seien.

Er grüßte freundlich, erzählte kurz irgend etwas oder hörte ein wenig zu und ging dann zu den Kindern. Überhaupt benahm er sich beiden gegenüber so, als ob nichts Ungewöhnliches vorgehe.

Wera betrachtete manchmal verstohlen das Gesicht ihres Mannes. Was dachte er über ihr Benehmen? War sie vielleicht schon zu weit gegangen? Sollte sie vielleicht dieses Spiel schon abbrechen? Litt er ihretwegen?

Aber in Williams Gesicht war nichts Beunruhigendes. Er war wie immer: ein freundlicher Hausherr oder geschäftig besorgt. Hatte er denn wenig zu tun? Wenig Unannehmlichkeiten?

War er wirklich nicht eifersüchtig? War ihm wirklich ganz gleich, wie sich seine Frau einem fremden Manne gegenüber benahm? Wenn das so war, dann — liebte er sie nicht! Wo keine Eifersucht ist, ist keine Liebe. Wera war tief beleidigt. Sie, Wera, hatte für ihn alles geopfert. Sie hatte Jahre in qualvoller Sehnsucht verbracht. Und wie sie jetzt sah, hatte er sie nicht einmal richtig geliebt. Er brauchte nur eine Frau für seine Kinder! Und das hatte sie früher nicht gesehen?! Sie hätte das doch aus allem bemerken müssen. Er hatte ihr nicht einmal ihre erste Flucht — dorthin, zum Leuchtturm — nachgetragen. Also . . . Aber vielleicht war das nur Selbstbeherrschung, nur sein außerordentlicher Wille?

„Nein! . . . Er muß eifersüchtig werden! Ich will den Krampf des Leidens und der Wut sehen! Ich will das!“ sagte sie sich und begann, ihrem häufigen Gast mehr Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit zu erweisen.

William reagierte stark auf jede Handlung seiner Frau, obgleich er sich bemühte, äußerlich ruhig zu scheinen. Schon

bei der zweiten Begegnung der beiden hatte er Gefahr gewittert. Auf der einen Seite stand ein junges, spannkraftiges Männchen, das vorläufig noch von gesellschaftlichem Anstand und der erhaltenen Gastfreundschaft zurückgehalten wurde. Auf der andern Seite eine erregt-wachsame Frau, die bereit war, im Feuer der zweiten Jugend aufzuflammen. Zwischen ihnen liefen Ströme, die die Stimme des Kapitäns in besonderen Tönen erklingen und bei Wera das vergessene Schmachten des Blickes und eine kazenhafte Grazie der Bewegungen erwachsen ließen.

Er sah das alles und schätzte die Lage wohlüberlegt ab. Er mußte seine seelische Dual bis zu einer gewissen Grenze zurückhalten, in Weras Benehmen eine gewisse scharfe Kante abwarten. Wenn er allein war, kochte er vor Wut, zerquälte sich, tobte, aber kaum war er in den Vorbau getreten, so unterdrückte er stolz und eitel in sich das Gefühl der Eifersucht und setzte die Maske des glücklichen Familienvaters auf.

Doch die Grenze näherte sich schon . . .

Außer diesen beiden Männern, die ihre Aufmerksamkeit auf Wera vereinigt hatten, waren noch vier, die an sie dachten, und vielleicht noch gespannter. Das waren die eigenwilligen, auf den Fahrten im Eismeer rauh gewordenen Matrosen und Fischer des Seglers. Das vielmonatelange Herumirren auf dem Meer, der ständige Kampf mit dem Element, der Hauch des Todes — und plötzlich dauernde Ruhe, vollkommene Untätigkeit, und dann diese Frau, die ihnen so ungewöhnlich schien! Sie lockte mit ihrer zarten Zerbrechlichkeit und ihren angenehmen Umgangsformen diese rauhen, starken Männer an. — Nimm sie unvorsichtig in die Hand, und du zerdrückst sie! Laß sie fallen, und sie wird in Scherben gehen! — Wera war zu Hause, wenn sie keine Arbeit hatte, wirklich so wie früher, eine Städterin mit weichen Bewegungen, mit Zärtlichkeit in Blick und Stimme. Das erregte die Matrosen, daß sie ihren Verstand ganz verloren. Jeder dachte nur an sie. Und dachte primitiv. Brannte in tierischem Gefühl, das keine Hindernisse kannte.

Zufällig hörte der Kapitän Bruchstücke eines ungewöhnlichen Gesprächs, das durch die offene Thür des Mannschaftslogis drang.

„Eine und vier — das ist vertheufelt! Wir stören bloß einen den andern“, sagte eine laute, rauhe Stimme.

Der Kapitän erkannte den jungen Archangelsker Matrosen Fjodor Ferschow. Ihm antwortete sofort eine andere Stimme, sein Landsmann, der Fischer Worobjow.

„Und die andern zwei habt Ihr vergessen?“

„Die sind nichts. Der Teufel soll sie holen! Wir sind bereits vier!“

„Ihr könnt machen, was ihr wollt. Und ich mache auch, was ich will“, mischte sich eine neue Stimme ein. Das war der Älteste der Mannschaft, Kusma Sybunow, der Steuermann. Der Kapitän stellte sich deutlich die große, plumpe Gestalt mit der mächtigen Brust und den klobigen Händen vor. „Und wenn sich mir einer in den Weg stellt — mit dem will ich in kurzer Zeit fertig werden! Zum Kukuck mit dieser Quassellei!“

Ein Ausbruch von Empörung. Wütende Flüche. Jemand schlug mit der Faust auf den Tisch. Einzelne Stimmen waren nicht zu unterscheiden.

Der Kapitän erriet, von wem die Rede war. Das erregte ihn und bannte ihn an die Stelle.

„Losen müssen wir“, erscholl die laute Stimme Ferschows durch den allgemeinen Lärm.

„Hast recht! Sonst würden wir nur einer dem andern die Fresse kaputtschlagen und zu nichts Vernünftigem kommen!“

„Ist wahr, Fedja! Wir würfeln! Wer Glück hat, soll auch das Vergnügen haben!“

Aus dem Mannschaftslogis schollen jetzt Gelächter, zynische Ausrufe und harmlose Flüche. Mit knirschenden Zähnen und geballten Fäusten ging der Kapitän von der Thür fort. Er konnte gar nichts machen. Von der ganzen Besatzung waren jetzt nur mehr acht Mann auf dem Schiff. Davon waren zwei krank, einer alt und kampfunfähig und der letzte ein junger Bursche.

Diese vier aber waren stark und tollkühn. Die würden vor nichts halt machen!

In der Kajüte bedauerte der Kapitän, daß er das Ende nicht abgewartet und nicht erfahren, wer gewonnen hatte. Aber er hatte nicht länger zuhören können. Diese Szene war zu widerlich gewesen. Jetzt mußte er handeln, mußte es um jeden Preis verhindern! Welche Mittel hatte er dazu? Zureden? Befehle? Nein, das war jetzt nicht am Platze. Er mußte irgend etwas anderes unternehmen, und das so schnell wie möglich, weil der Gewinner des Loses wahrscheinlich sofort an die Verwirklichung seines Planes gehen würde. Der Kapitän wußte auch, daß die Angelegenheit damit nicht erledigt sein würde. Nach dem ersten würde der zweite kommen, dann der dritte, und so weiter . . . Wenn er William davon verständigte . . . Der würde doch nicht die ganze Zeit über zu Hause sitzen! Außerdem würde er seine Machtlosigkeit als Kommandant mit dieser Mitteilung zugeben. Er mußte allein handeln, jeden ihrer Schritte verfolgen und die schärfsten Maßregeln ergreifen, sobald er etwas bemerkte . . . Er fühlte sich plötzlich voll Kraft. Er würde es können!

Und der Kapitän beobachtete sie nun aufmerksam.

Am diesem und dem nächsten Tage verließ keiner der Leute den Segler. Sie machten Reinschiff, verrichteten ihre übliche Alltagsarbeit und schienen sehr friedlich gestimmt zu sein. Der Kapitän staunte. Waren sie vielleicht andern Sinnes geworden? Vielleicht war das eine zufällige Aufwallung gewesen. Sie hatten sich durch Gespräche erhitzt, hatten gestritten, und dann war diese wilde Komödie der Verlosung gekommen . . . Als sie sich abgefühlt hatten und zu sich gekommen waren, war ihnen das alles dumm erschienen . . . Die Vernunft hatte gesiegt.

Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Die Matrosen erschienen ihm wieder im früheren Licht. Liebe, ehrliche Burschen wie immer, manchmal ein wenig grob, zu Unfug geneigt, manchmal faul und ungehorsam, aber im großen und ganzen nicht schlecht, keine Unmenschen.

Am nächsten Tage war der Kapitän schon weniger aufmerksam und verbrachte den größten Teil des Morgens in seiner Kajüte. Als er aber gegen Mittag in den Mannschaftsraum blickte, sah er, daß von den vieren nur Fjodor Ferschow, ein kräftiger, vierschrötiger Bursche, den die Mannschaft „Seehund“ nannte, da war. Beim Anblick des Kommandanten wurde Ferschow ein wenig verlegen.

„Wo sind die andern?“ fragte der Kapitän und sah auf die leeren Hängematten.

„Ssemjon ist an Land, um Fallen aufzustellen, es sind Füchse dort. Und die andern sind hier irgendwo an Bord, oder sie angeln“, antwortete Ferschow, ohne den Kapitän anzusehen.

„Und wohin gehst du?“

„Ich? Ich will auch angeln gehen. Wir haben hier in der Nähe eine Buhne ausgehauen“, sagte er mit leiser Stimme.

„Dort, sagen sie, gibt es viel Kabeljau.“

„Ich erlaube dir nicht, fortzugehen. Und dafür, daß du eigenmächtig fortgehen wolltest, kommst du außertourlich auf Wache! Sofort! Marsch!“ befahl wütend der Kommandant und ging rasch, um das Schiff zu inspizieren. Er sah in jeden Winkel, suchte mit dem Glas die Umgebung ab — nirgends war jemand zu sehen. Der alte Koch, den er nach den Abwesenden gefragt hatte, zuckte verlegen die Achseln und antwortete unwillig: „Der Teufel weiß, wo die wieder 'rumhummeln! Die Dummköpfe sind ja toll geworden!“

Der Kapitän nahm sein Gewehr, warf die Pelzjacke um, steckte für alle Fälle den Revolver in die Tasche, lief zum Fallreep und band unterwegs die mit Riemen zusammengebundenen Skier auf.

Vom Schiff zur Küste dehnten sich über den weichen, bläulichen Schnee die Atlasstreifen der Schisspuren — einige Paare. Der Kapitän stürzte wie ein losgelassener Jagdhund dieser Spur nach.

Das Glücklos hatte Semjon Bujok, ein einfältiger junger Bursche gezogen. Er hatte sich sofort auf den Weg machen wollen, aber die Kameraden hatten ihm abgeraten.

„Sieh an, der Dussel ist auf den Geschmack gekommen! Er hat allen Verstand verloren!“ wies ihn Kusma Sybunow grob zurecht. „Du mußt es so machen, daß der Kapitän nichts merkt, und du mußt auch zur rechten Zeit dort ankommen. Kannst wohl warten, denke ich! Er brennt schon!“

Sybunow bemühte sich deshalb, das zu verzögern, weil er mit dem Ergebnis gar nicht einverstanden war. Dieser Tölpel sollte ein solches Weib bekommen! Er hatte nicht geringe Lust, diese Verlosung unbeachtet zu lassen. Was hatte das „Glück“ damit zu tun? Wer stärker war, der sollte auch den Genuß haben!

Ferschow war auch nicht damit einverstanden. Auch bei ihm war ein Plan reif.

„Na klar, wohin willst denn nachher gehen? Die Williams werden schlafen gehen, und du wirfst wie ein zitternder Rötter vor der Tür sitzen! Du mußt das mit Verstand anpacken! Es drängt dich ja keiner! Du hast gewonnen, also ist sie dein!“

„Hast recht. Ist ja klar! Er muß erst mal einen vernünftigen Plan machen und dann erst handeln!“ unterstützte ihn Worobjow und schlug den Glückspilz grinzend auf die Schulter. „Du hast aber Duse! Da ist schon das Ende von weg! Aber du mußt das alles überlegen und auch die rechte Zeit abpassen, dann kannst du den Kapitän und ihren Alten um den Finger wickeln. Verstehst du?“

Worobjow konnte sich auch nicht mit dem Erfolg des dummen Jungen befreunden. Er hatte schon manches überlegt und war vollkommen überzeugt davon, daß es ihm gelingen würde, diesem Schlappohr zuvorzukommen.

Über die Folgen oder irgendeine Verantwortlichkeit hatte

keiner von den vieren nachgedacht. Die Geseze öder Länder sind tierisch. Wer stärker und schlauer ist, der hat recht. Wenn's nur gut ausgeht.

Ssemjon Bujok mußte sich den Gründen der Kameraden fügen. Er dachte nicht einmal daran, daß sie sich gegen ihn verschworen haben könnten. Er glaubte vollkommen an die Aufrichtigkeit ihrer Ratschläge.

Noch unlängst hatten sie alle nur über diese Frau gesprochen. Sie hatten Hunderte von guten Eigenschaften, die keine Frau außer ihr besaß, bei ihr gefunden. Sie hatten ihren Mann verhöhnt und sich an seinen Platz gedacht. Sie hatten mit zynischen Einzelheiten gesprochen, jedes Wort ausgekostet und vor Lachen gebrüllt. Jetzt aber, nach der Verlosung, hatte sich das Verhalten zu ihr jäh geändert. Sie schienen sie vergessen zu haben. Wenn sie sie aber — selten genug — erwähnten, so geschah das nur in höhnischem oder beleidigendem Ton oder in Verbindung mit dem Namen des Glückspilzes Ssemjon Bujok. Und der lachte zufrieden sein dröhnendes, dümmlisches Lachen. Aber jeder dieser drei, die das blinde Schicksal übergangen hatte, dachte jetzt noch gespannter als früher an diese Frau, begehrte sie noch heißer. Doch versteckte jeder sein Gefühl sorgfältig vor den andern. Bei keinem war die Hoffnung schon erloschen.

An diesem Tage hatte Ssemjon Bujok, von den Kameraden angestachelt, schon am frühen Morgen mit Vorbereitungen begonnen.

„Das sage ich dir, mein Junge, du mußt das anpacken wie ein echter Mariner — eins, zwei — und fertig!“ sagte Wozrobjow und lachte. „Ein Glück hat der Esel! Und wir werden hier sitzen und mit den Zähnen klappern!“

„Das ist ein Schlappohr! Der wird nichts fertigkriegen! Der verliert bloß seine Zeit. Und uns wird er auch alles verderben!“ fügte Terschow ironisch hinzu.

„Sei nur nicht bange! Ich kann das auch nicht schlechter als du. In so was kann manch einer noch was von mir lernen!“

sagte Bujok beleidigt. „Ihr könnt ja morgen kommen, aufpassen.“

Er sagte noch ein unflätiges Wort und freute sich über seine Schlagfertigkeit und Lüchtigkeit.

„Hat keinen Sinn, Kinder, über ihn herzufallen“, trat Kusma Sybunow für ihn ein. „Er wird das noch besser machen als wir . . . Nur zu, mein Junge, laß dich nicht aufhalten. Zeit ist Geld.“

Er klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, nahm sein Gewehr aus der Ecke und ging zum Ausgang. Zwei Meilen vom Schiff entfernt hatte er ein Seehundsloch gesehen. Jetzt ging er dorthin.

Eine Zeitlang später verließ auch Worobjow das Schiff und nahm eine Angel mit. Er wollte am Ufer in der Flußmündung Barsche fangen.

Bujok zog reine Wäsche an, nahm sein Sonntagsflanellhemd, warf einen Schal fesch über den Kragen seiner Pelzjacke — so ging er immer in der Stadt — und schwang sich, fröhlich pfeifend, über die Kelling zur Strickleiter. Terschow winkte ihm nach und begann sich auch für den Weg vorzubereiten.

In der zähen Dämmerung der Polarnacht ging Bujok bedächtig vorwärts. Seine gestrige Erregung war verschwunden. Er ging sicher und ruhig wie zu einer verantwortungsvollen, angenehmen Arbeit. Er fühlte sich so stramm und wohl, daß er am liebsten gepfiffen und gesungen hätte. Seine Schier glitten leicht und flott voran. Vor ihm dehnte sich in schnurgerader Doppellinie die Spur Kusma Sybunows. Bujok fiel ein Vergleich ein: „Er geht auf die Jagd, und ich gehe auch auf eine Jagd. Aber meine Jagd ist viel interessanter . . . Die sind aber neidisch, diese Luder! . . .“

Bald schwenkte Sybunows Spur rechts ab und verlor sich in der dämmerigen Ferne. Der Matrose ging jetzt über jungfräulichen Schnee, über die nie betretene Weite des Eismeeres. Erfrischender Wind umwehte ihn. Der Frost biß ein wenig die

Wangen und die Nasenspitze. Er war in so froher Stimmung, als ob er an einem hohen Feiertag einen Schnaps getrunken hätte und nun zu einem Jahrmarkt ginge. Er dachte, wie fein, zum Teufel noch mal, das Leben doch war! Er lachte laut auf. Aber gleich wurde ihm ein wenig unbehaglich zumute. Er blieb stehen und rauchte seine Pfeife an. Dann lief er weiter, aber in ernster, strenger Stimmung, und stieß dicke Rauchwolken aus seinem Knaster. Von links näherte sich ein Strich. Er erkannte ihn als eine Schifahrte. Wer mochte das sein? Er kam dicht heran und bückte sich. Die Spur war frisch. Wer konnte das sein? Einer der Burschen vom Schiff? Vielleicht gar Worobjow? Und plötzlich flammte ihm eine Vermutung auf. Eine unangenehm heiße Welle lief über seinen Körper. Er entbrannte in Wut. Seine Arme und Beine strafften sich. Bujok verdoppelte seine Geschwindigkeit. Er lief der Spur nach und wurde immer unruhiger.

Nun war er am Ufer, bei dem hohen Felsen, der auf dem Wege stand. Die Schispur bog nach rechts um den Felsen und ging nun bergauf. Aber sie riß ab, ehe sie den oberen Rand des Ufers erreicht hatte. Der Matrose blieb atemlos stehen und schaute sich um. Er bemerkte knapp unterhalb des Felsens einen tiefen Spalt. Er hatte sich durch eine Felsverschiebung gebildet und sah aus wie eine künstliche Schneehöhle. Bujok betastete sein Messer im Gürtel und schritt furchtlos vorwärts.

„Wer ist dort? Komm 'raus!“

Keine Antwort. Der Matrose blieb eine Zeitlang stehen und lauschte aufmerksam. Alles war still, nur in der Schlucht neben dem Felsen pffte der Wind. „Hat sich versteckt, das Nas! Ist bange! Na, soll ihn der Teufel holen!“ dachte Bujok und wandte sich, um weiterzugehen.

In diesem Augenblick sprang ein großer, schwarzer Mensch wild wie ein Tier aus dem Spalt und warf ihn zu Boden. Obgleich es dunkel und der Angriff so plötzlich erfolgt war, daß Bujoks Kopf zurückgefallen und im Schnee steckengeblieben war, erkannte er sofort, daß das Worobjow war.

„Was machst du denn? Willst du einen Kameraden erschlagen?“ zischte Bujok und fühlte eine plötzliche Aufwallung von Kraft und Mut in sich. „Ich werde dir . . .“

Er machte eine verzweifelte Anstrengung und drehte sich zur Seite.

Worobjow wälzte sich schweigend, schwer schnaufend, auf ihn und versuchte, ihm den rechten Arm umzudrehen und ihm das Messer zu entreißen. Das gelang ihm bald. Der Schmerz öffnete die Finger, das Messer fiel heraus. Worobjow stieß ein Siegesgeheul aus: „Aha! Hast es fallen lassen, du Hundsfott! Gleich werd' ich mit dir fertig sein!“

Ohne aufzuhören, Bujok den Arm zu verdrehen, drückte Worobjow stärker auf dessen Brust und biß ihn in die Schulter. Einige Minuten lang wälzten sie sich herum, knurrten wie Tiere und stießen abgerissene Flüche aus. Ihre Kleidung öffnete sich. Auf Gesicht und Brust hatten sie Kratzer und Wunden, aus denen Blut sickerte, aber sie sahen und fühlten sie nicht. Ihre Lage war fast gleich. Bujok war jünger und stärker, aber plump, und außerdem lag er unten. Und Worobjow, der schwächere, aber geschicktere, war, dank seinem plötzlichen Umfall, oben. Nur Bujoks Messer, das neben ihnen lag, konnte den Kampf entscheiden. Worobjow hatte in der Eile sein Messer in der Höhle fallen lassen. Er hatte danach getastet, aber es nicht finden können. Jetzt streckten sich beide, ohne den Kampf zu beenden, nach dem einzigen Messer. Worobjow hatte es schon an der Klinge gefaßt und meinte bereits, daß der Sieg in der nächsten Minute errungen sein würde, da gelang es Bujok, mit einem Schlage des Absazes das Messer aus der Hand des Feindes zu schleudern und ihm die Finger zu zerschneiden. In diesem Augenblick wuchs, einige Schritte von ihnen entfernt, Kusma Sybunows Gestalt aus dem Schnee.

„Was macht ihr denn da . . .?“ Er ließ einen kunstvollen Seemannsfluch vom Stapel, packte Worobjow am Haar und droß auf seinen Nacken und Buckel los. „Wenn ihr mit eurer

dusseligen Keilerei nicht aufhört, werde ich euch beide sofort niederschließen!“

Auf seinem Rücken hing drohend das Gewehr.

Die beiden Gegner ließen einander unwillig los. Beide standen auf.

„Verdammtte Bande! Was ist euch denn in den Schädel gekommen? Wascht eure Fressen mit Schnee! Guckt mal, bluten alle zwei! Ich werde noch auf euch Dummköpfe aufpassen müssen wie auf kleine Kinder!“

Worobjow bückte sich, um das Messer, das dort lag, aufzuheben, aber Bujok kam ihm zuvor. Er nahm es schnell und steckte es in den Stiefelschaft.

Beide sahen einander wild an und schnauften schwer, aber die Wut verbrauchte schon. Bujok wusch sich mit Schnee, dann riß er den Saum seines Hemdes ab und brummte finster zu Sybunow: „Verbinde das mal . . . Der verdammte Kerl hat fast bis auf die Knochen gebissen. Sein Glück, daß du gekommen bist. Ich hätte ihm die Därme aus dem Bauch gerissen!“

Worobjow brachte sich in Ordnung.

„Aber Dummköpfe seid ihr, das seh' ich. Wegen eines Frauenzimmers seid die Köpfe blutig schlagen!“

Sybunow schwieg, rauchte seine Pfeife an und dachte über etwas nach. Auch die beiden Gegner standen einander schweigend gegenüber. Sie waren schon ruhig.

„Hört mal, Jungs. Ihr müßt nun nach Hause gehen. Sonst wird der Kapitän nach uns fragen — und wir sind nicht zur Stelle. Und er wird einen großen Krach machen.“ Er richtete das Gewehr auf seiner Schulter. „Na, marsch! Und von wegen der Frau — das kommt später. Sie wird uns nicht davonlaufen.“

Die Matrosen gehorchten ungern. Einige Minuten lang gingen alle drei schweigend nebeneinander. Als sie wieder zum Meer hinuntergestiegen waren, schlug Sybunow vor: „Jetzt aber marsch zum Schiff, und Tempo! Ich werde wieder an

mein Eisloch gehen und dort warten. Möglich, daß ich etwas schieße.“

Er wandte sich jäh zur Seite.

Worobjow packte Bujok an der Schulter und flüsterte: „Verstehst, was das Luder will? Uns schickt er nach Hause, und er selbst geht zu ihr. Rapiert?“

„Wir werden ihm . . .“ kochte in Bujok der Zorn auf. „Alle beide? Gut! Gleich werden wir das mit ihm ausmachen!“ Er stürzte hinter dem Fortgehenden her. „He, Sybunow! Warte mal! Wir haben noch etwas!“

Sybunow blieb stehen.

„Na, was ist?“

Ohne ein Wort zu sagen, duckte sich Bujok, sprang ihn von der Seite an und preßte ihm die Arme fest zusammen. Unter dem Gewicht seines Körpers stürzte Sybunow und verwickelte sich in seinen Schiern. Auch Worobjow stürzte über ihn her. Als er ihm mit einem Riemen die Hände fesselte, sagte er ruhig und sachlich: „nen feinen Spaß hast dir ausgedacht, Steuermann! Uns nach Haus schicken und selbst hingehen! Aber wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen! Wir können auch denken! Bleib nur ein bißchen hier liegen. Wir werden dorthin gehen! Das ist besser so!“

„Ihr seid wohl verrückt, ihr Viester!“ zischte Sybunow wütend. „Ich habe gar nicht daran gedacht, dorthin zu gehen.“

„Ist gut. Halt die Fresse, sonst gibt es noch Keile!“ schrie ihn Worobjow an.

„Wird er nicht erfrieren?“ fragte Bujok.

„Haha! Bist bange? Willst die Verantwortung nicht tragen? Schlappschwanz! . . . Der Teufel soll ihn holen! Die Füße werde ich ihm nicht fesseln. Soll er zum Schiff kriechen!“ Worobjow nahm einen von Sybunows Schiern und brach ihn übers Knie. „So ist das sicherer. Er kommt nicht zu schnell hin, und beim Gehen erfriert keiner.“

Die Matrosen fließen den gefesselten Steuermann liegen und gingen schnell ans Ufer.

Der Kapitän hatte das Schiff einige Stunden nach Semjon Bujok verlassen und hatte wenig Hoffnung, noch zurechtzukommen, um das Unglück zu verhüten. Er lief, so schnell er nur konnte, und rückte immer wieder das störende Gewehr zurecht. Seinen Pelz hatte er aufgeknöpft, die Mütze in den Nacken geworfen, damit er leichter liefe. Die Mütze baumelte an den zusammengebundenen Schnüren der Ohrenklappen auf dem Rücken. Er lief auf der vorgefahrenen Spur. Fühlte keine Müdigkeit. Noch auf dem Schiff hatte er richtig vermutet, daß die Matrosen sich nicht damit hatten ausöhnen können, daß nur einer das Opfer erhielt. Wahrscheinlich hatten sie im letzten Augenblick die Komödie der Verlosung fallen gelassen und beschlossen, alle zusammen zu gehen oder einander irgendwie zu überlisten. Eines allerdings war klar: außer Verschow, der sich verspätet hatte, waren alle zu dieser niederträchtigen Unternehmung ausgezogen und würden sich bemühen, sie um jeden Preis auszuführen. Mit einem oder zweien konnte er schon fertig werden, aber mit dreien war das schon schwerer.

Stjepan Jegoritsch malte sich das Bild der Gewalttat aus: Nun stürzen sie wild, mit flammenden Augen hinein. Die Kinder verstecken sich entsetzt, die Frau versucht, sich zu verteidigen, aber bald fällt sie entkräftet. Wenn der Kapitän ins Haus dringt, ist schon alles vorüber. Die Gewalttäter triumphieren. Er tötet sie alle drei an Ort und Stelle. Dann dankt ihm Wera mit Tränen . . .

Unsinn! Nach dieser Geschichte kann sie nicht zu ihm kommen, um sich zu bedanken!

Und der Kapitän malt sich ein anderes, glückliches Ende aus: Er kommt rechtzeitig an und verhindert das Unglück. Erbarmungslos schlägt er die Banditen in die Freuden. Feige ducken sie sich, kläglich und widerwärtig, verlassen schweigend das Haus. Wera dankt ihm mit einem zärtlichen Blick. William kommt zurück, drückt ihm die Hand und ist von seiner Tapferkeit begeistert . . .

Als er an den Platz kam, wo der Kampf zwischen Bujok und Worobjow stattgefunden hatte, blieb der Kapitän stehen und betrachtete den zerstampften Schnee. Als er Blutstropfen sah, begriff er, daß hier eine Schlägerei stattgefunden hatte. Nur konnte er die Zahl der Beteiligten nicht erkennen. Er ging zum Spalt, entzündete ein Streichholz und bemerkte das dort liegende Messer. Wieder untersuchte er die Schi- und Fußspuren, und nun stellte er einwandfrei fest, daß drei Leute daran teilgenommen hatten. Aber wer war mit wem, wer gegen wen gewesen? Oder jeder für sich? Aber er hatte keine Zeit zu überlegen. Er schnallte wieder die Schier an.

Oben auf der Ebene liefen nur zwei Spuren. Also war der dritte, der Besiegte, irgendwo unten am Ufer liegen geblieben. Der Kapitän hielt an, um zu schreien oder zu schießen, aber wieder durchzuckte ihn der Gedanke: „Ich habe keine Zeit! Jede Minute ist kostbar!“ Und er lief weiter.

Worobjow und Bujok näherten sich indessen ruhig und zufrieden Williams Hause. Ohne darüber zu sprechen, hatten sie beschlossen, daß Bujok, als dem Gewinner des Loses, das Vorrrecht gebühre. Aber dann wurde Worobjow anderer Meinung. Kaum sahen sie das freundliche Licht der Fenster Williams, da blieb er stehen.

„Hör mal, mein Junge, wir müssen noch einmal losen!“

„Warum denn, ich habe ja schon gewonnen!“ sagte Bujok empört.

„Hast recht, du hast gewonnen. Aber das war auf dem Schiff. Und dann war ja unter uns, wie soll ich sagen? . . . so 'ne Keilerei. Hätte ja alles anders werden können. Na, nu will ich, daß wir nicht streiten und noch mal losen.“

Bujok sah ihn an und schätzte das Kräfteverhältnis ab. Und es kam ihm der feige Gedanke, daß wieder alles anders kommen könnte. Sollte er sich wieder in Gefahr begeben und seine Haut zu Markte tragen?

„Du Schweinekerl! Du Lump!“ schimpfte er und blickte in Worobjows frech lachende Augen.

„Und du hast gedacht, daß ich so ein Dussel bin und ohne Kampf weggehe? Ist nicht, mein Lieber!“

Worobjow lachte heiser.

Bujok zog ein Stück Papier aus der Tasche, rollte es zusammen und hielt die Hände auf den Rücken.

„Also! Wenn du sagst, in welcher Hand — gehst du als erster. Sonst gehe ich.“

„Warum soll ich raten und nicht du? Gib das Papier her! Ich werde es halten!“

„Ich gebe es nicht her! Du mußt raten! Du willst nicht? Dann spiel' ich nicht lange und mache, was ich will!“

Bujok wandte sich entschlossen dem Hause zu.

„Ist gut. Gib her. Der Teufel soll dich holen!“ gab Worobjow plötzlich nach. „Los!“

„Na, rechts oder links? Rätst du, ist sie dein. Wenn nicht, ist sie mein!“

„Rechts!“ sagte Worobjow und griff entschlossen nach der rechten Faust.

Die Papierkugel war in der Linken.

„Siehst du wohl? Jetzt wirst nicht mehr streiten!“

Bujok grinste selbstzufrieden und wandte sich wieder dem Licht zu.

„Ich streite jetzt nicht. Mit dem Kopf durch die Wand geht's nicht. Du hast eben zu viel Glück!“ gab Worobjow ergeben nach. Auch er ging in der gleichen Richtung, aber langsam und unentschlossen.

Als Bujok vorsichtig ans Haus gekommen war, drückte er sein Gesicht an eine Fensterscheibe. William war nicht da. Nur Wera und die Kinder waren im Zimmer. Er lehnte die Schier an die Wand und klopfte laut ans Thor. Im Hofe bellten dumpf die Hunde. Im Vorbau erklangen Schritte.

„'n Brief von Kap'tan Stjepan Jegoritsch!“

Die Tür ging auf. Bujok trat hinter der Hausfrau in den Vorbau. Er blickte sich um und rieb seine steif gewordenen Hände.

„Wo ist Nikolaj Petrowitsch?“

„Er ist mit Mitja und Andruschka fort, um Fallen aufzustellen.“

„Ich wollte Ihnen sagen . . .“

Bujok blickte sich, offenbar durch die Anwesenheit der Kinder in Verlegenheit gebracht, nochmals um.

Wera verstand: „Sie halten es für unpassend vor ihnen? Das macht nichts.“ Sie lächelte. „Kommen Sie ins andere Zimmer . . . Setzen Sie sich und erzählen Sie.“

Bujok wühlte eine Zeitlang in seinen Taschen und betrachtete verstohlen die Gestalt der Hausfrau. Wera bemerkte seinen Blick und fühlte sich unbehaglich. Sie wurde unruhig. Aber Bujok wurde schon kühner. Er war entflammt, hörte auf, seine Taschen zu durchsuchen, und sagte mit boshaftem Lächeln: „Ich mein', ich hab' den Brief verloren. Aber wir können ja vielleicht auch ohne ihn fertig werden!“

Er machte einen Schritt auf sie zu und bohrte seinen Blick hinter den Kragen ihrer Bluse.

Wera stand erschrocken auf.

„Sie! . . . Ich verstehe Sie nicht! Was wollen Sie?“

Bujok blies die Lampe aus, ergriff schnell die aufschreiende Frau und wollte sie auf den Boden werfen. Ein umgeworfener Stuhl polterte, kleinere Gegenstände rollten über den Boden, die Kinder weinten.

Wera bemühte sich verzweifelt, in den Korridor zu kommen, zur nächsten Tür, ins dritte, unbewohnte Zimmer, wo jetzt ein kranker Hund lag. Aber der Zufall wollte, daß Bujok selbst diese Tür aufstieß. Er fühlte sofort, wie Zähne sich in sein Bein schlugen. Er ließ die Frau los und begann den Kampf mit dem Hunde.

In diesem Augenblick stürzte Worobjow in den Vorbau. Er war schon längst bereitgestanden. Er stürzte auf Wera, die sich schon erhoben hatte, los, warf sie mit einem schweren, tierischen Ruck auf den Boden und trat sie jornig mit dem Stiefel. Sie blieb kraftlos, ergeben liegen, schloß nur die Augen und preßte voll Ekel und Schmerz die Zähne zusammen.

Worobjow rechte sich triumphierend und selbstzufrieden: die Frau lag zu seinen Füßen und der Nebenbuhler kämpfte noch immer mit dem Hunde. Hastig, fieberhaft riß er seine Jacke auf, fletschte seine klappernden Zähne, streckte die Hände nach der Frau aus — da schwankte er plötzlich. Er fühlte einen furchtbaren Schmerz in der Schläfe. Als er die Augen öffnete, lag er neben der Frau auf dem Boden. Über sich sah er einen Revolverlauf und den tollwütigen Blick des Kapitäns.

Worobjow stand langsam auf und torkelte ohne Mühe zur Thür.

Die beiden Feinde — den Menschen und den Hund — konnte man kaum auseinander reißen. Der franke Hund, der mit dem Messer schon so zerstoßen war, daß er sich fast nicht mehr bewegen konnte, wollte den Kampf immer noch nicht aufgeben. Schließlich gelang es, ihn an die Kette zu legen. Die beiden wurden blutüberströmt in denselben Raum hineingestoßen.

Wera wälzte sich hysterisch schluchzend auf dem Sofa . . .

Die Beziehungen des Kapitäns zu Wera erreichten die natürliche Grenze, an die sie unbedingt kommen mußten. Das geschah zwei Monate nach der Geschichte mit den Matrosen und kam für beide ganz unerwartet.

Vor dieser Zeit hatte der Kapitän viele kühne, offenherzige, schwungvolle Angriffe gemacht, aber sie waren alle entschlossen und hartnäckig abgeschlagen worden. Wenn sie beisammen waren, brachten der Gast und die Hausfrau ihre vertrauliche Unterhaltung oft bis an diese äußerste Grenze. Wera hatte Verlangen nach ihm, und Stjepan Jegoritsch sah, daß das nicht Langeweile, nicht ein vom Verstand diktiertes Gefühl war. Jede Faser ihres Körpers sehnte sich nach ihm, freute sich in süßem Erbeben seiner Berührungen. Wera blickte ihm tief in die Augen und flüsterte: „Sage, du liebst mich doch?“

„Ja!“ antwortete ebenso leise der Kapitän und beugte sich zu ihr. Sein glühender Atem versengte ihre Wange.

„Aaaa!“ neckte ihn Wera. „Antwortet man denn so? Nein, du liebst mich nicht! Du liebst mich nicht!“ seufzte sie.

„Wirklich, ich liebe dich! Siehst du? So! So!“

Er küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihre hellen Locken.

Sie sagte langsam und traurig: „Nein, eine wirklich große Liebe drückt sich ganz anders aus. Ich will eine sehr große Liebe.“

Der Kapitän flammte auf, umarmte sie wild und wollte sich auf sie werfen. Aber da erwachte in der Frau plötzlich eine unbegreifliche Wut, die sie ganz erfüllte. Mit zorngerötetem Gesicht verteidigte sie sich. Sie biß, kniff und trat ihn, bemühte sich, ihm möglichst weh zu tun, und stieß mit wahren Haß hervor: „Geh fort! Ich mag dich nicht! Du ekelst mich! Ich hasse Sie! Ich werde Sie nie an mich herankommen lassen . . .“

Die Eigenliebe Stjepan Jegoritschs erwachte. Ohne diese plötzliche Wut zu verstehen, stand er beleidigt auf.

„Das ist empörend! Wozu locken Sie mich dann erst an? Sie spielen mit mir . . .“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen! Aber sofort! Ich will Sie nicht mehr sehen!“

„Natürlich gehe ich. Merken Sie sich aber: mich sehen Sie nicht mehr!“

Der Kapitän nahm eilig seine Pelzjacke. Wera schwieg.

Aber seine Hast wurde nach und nach geringer. Die Mütze und die Fäustlinge zog er schon unwillig an und machte dann zögernd einen Schritt nach der Tür. Auf der Schwelle wandte er sich um: „Leben Sie wohl!“ Er riß heftig die Tür auf und wandte sich um: „Wera Jakowlewna! . . .“

„Machen Sie zu! Es ist kalt . . . Warten Sie, gehen Sie nicht fort!“

Wenn der Kapitän sich aber aufraffte und schweigend, ohne sich umzuwenden, das Haus verließ, lief Wera hinter ihm in den Vorbau und rief in die Dunkelheit dem bekannten Rücken nach: „Stjepan Jegoritsch! Kommen Sie zurück!“

Dann folgten immer Versöhnungsküsse, Vorwürfe auf der einen Seite, Tränen auf der andern. Aber Wera blieb hartnäckig dabei: „Begreife doch! . . . Du mußt es doch begreifen, daß ich es nicht kann! Verstehst du? Ich kann nicht!“

„Aber warum? Wera! Sag, warum?“

„So. Ich will es nicht. Wenn du dir das noch einmal erlaubst, wirst du mich nie wieder sehen.“

„Gut. Ich werde es nicht tun. Ich werde mich bemühen, sehr brav zu sein, wie ein kleiner dummer Junge.“

„Na, jetzt bist du wieder beleidigt! Ach, wie dumm du wirklich bist! Du siehst nicht, wie sehr ich dich liebe.“

Sie schmiegte sich an ihn und streichelte ihn.

Wenn Wera allein war, weinte sie oft grundlos. Ganz plötzlich und ohne äußern Anlaß. Es war nicht die frühere, längst schon verflogene Sehnsucht nach der Stadt. Es war ganz anders, aber nicht weniger qualvoll . . . Hätte sie nur jemand, dem sie ihr Leid klagen, ihr Herz ausschütten könnte! . . . Aber wen? Wer kann die Sehnsucht einer Frau begreifen?

Manchmal hatte sie ein starkes, unruhig gespanntes Gefühl.

Es schien, daß nur irgendein kleines, unbedeutendes Ereignis geschehen mußte, um dieses Gefühl zu einer großen Freude anwachsen zu lassen und alles mit einer wahren, von ihr noch nie erlebten Empfindung zu erfüllen. Sie wußte nicht einmal, wer die Ursache dieses ungewöhnlichen Zustandes war, ob ihr Mann oder der Kapitän. Aber wenn William beschäftigt, sorgenvoll, mit ständigen Gesprächen über die Wirtschaft kam und sie mit seinem halb gelangweilten, halb müden Blick betrachtete, dann trübte sich dieses riesige Gefühl Wera's und verwischte dann ganz.

Wenn aber, weich wie eine Frau und oft selbstzufrieden, Stjepan Jegoritsch kam, verschwand dieses Gefühl auch. In Wera krampfte sich alles zusammen. Gleich war der Alltag da. Und um sich nicht zu verraten, kümmerte sie sich besonders aufmerksam um die Kinder. Sie spielte ihnen etwas auf dem Klavier vor, las, erzählte Märchen oder ging mit ihnen spazieren.

Diesmal war es wie immer. Sie saßen zu zweit im kleinen Zimmer. Die Kinder — die drei Jüngsten — waren nebenan im Speisezimmer. Die Lampe verbreitete gemüthliches rothgelbes Licht. Der Kapitän erzählte irgend etwas. Wie er es gewohnt war und kannte, beugte sich Wera zu ihm vor, aber er fühlte, daß heute etwas Außergewöhnliches dahintersteckte, daß sie schon einen Entschluß gefaßt hatte. Jetzt würde alles so kommen, wie er es wollte.

Und es kam alles leicht und einfach. Stjepan Jegoritsch ärgerte sich sogar, daß es so alltäglich war. Er hatte etwas erhofft, tief an etwas geglaubt, und nun war er darum betrogen. Wie auf dem Markt. Man hatte ihm etwas unterschoben, was er gar nicht gewollt hatte. Ein wenig befriedigte ihn sein Sieg ja doch. Er hatte sein Ziel erreicht. Aber hatte er wirklich nur das gewollt?

Um sich von dieser verdrießlichen Stimmung freizumachen, wurde der Kapitän übertrieben zärtlich. Er liebte den erschauernden Körper der Frau, aber innerlich wiederholte er immer: „Nicht das Richtige! Das ist es nicht . . .“

Auch für Wera war es nicht das strahlende, tiefe Erleben geworden, von dem sie in der Einsamkeit geträumt hatte.

„Das wird später kommen!“ wollte sie sich beruhigen.

Und später kam es wirklich.

Und war da . . .

Wera hatte früher gemeint, daß sie und alle ihre Gefühle William allein gehörten. Würde aber doch einmal ein anderer kommen, dann würden alle ihre Gefühle auf diesen übergehen, und ihr Mann würde ihr ganz fremd werden. Aber jetzt war alles ganz anders gekommen. William und der Kapitän hatten in ihrem Herzen gleich viel Platz. Sie waren ihr jetzt beide nahe, sie brauchte beide. Was sollte sie tun? Konnte das so weitergehen? Sie mußte irgendeinen Ausweg finden. Aber sie sah keinen Ausweg. Sie konnte sich weder von dem einen noch von dem andern losagen.

Im äußern Leben aller drei hatte sich nichts geändert. Die Männer gingen manchmal gemeinsam auf die Jagd oder sie verbrachten viele Stunden mit Schachspiel oder langen Gesprächen. Stritten. Wera saß und nähte, oder sie flickte die Netze und beobachtete sie. Beim Streit entflammte der Kapitän rasch, sprach hitzig und hinreißend und gestikulirte wild. Sein schönes Gesicht wurde erregt. In diesen Augenblicken hatte Wera eine unverhohlene Freude über ihn.

William dagegen war ruhig und beherrscht. Seine Argumente waren meistens überzeugender. Man fühlte Kraft und Wissen und besonders — Sicherheit! Wenn er sagte: „Das ist so!“ dann hieß das, daß es wirklich so war und nicht anders sein konnte.

Und das wirkte stark auf Wera.

„Nikolaj, ich bin ganz deiner Meinung. Und ich glaube auch, daß Stepan Jegoritsch unrecht hat.“

Als der Kapitän einmal fortgegangen war, trat sie zu ihrem Mann, schmiegte sich an ihn, als ob sie ihm damit ihren Dank und ihre Schuld zu erkennen geben wollte, und sagte warm:

„Alles, was du eben gesagt hast, ist meiner Ansicht nach sehr, sehr richtig. Du empfindest und verstehst alles so gut!“

William lächelte, umarmte sie, küßte sie auf die Wange und antwortete: „Das freut mich sehr.“

Der Frühling kam näher. Manchmal sprachen sie davon, daß das Eis bald brechen und das Schiff freikommen würde. Dann würde die Freundschaft des Kapitäns mit den Williams für lange Zeit, vielleicht für immer unterbrochen werden.

Wera wurde ganz betrübt. Wenn sie mit dem Kapitän allein war, war sie nervös, ging von Zärtlichkeiten unvermittelt zu Vorwürfen und Tränen über. Dann wurde sie plötzlich hart und gleichgültig, und nach kurzer Zeit hüllte sie ihn wieder in Zärtlichkeit.

Auf dem Schiff wurde gewaschen, reingemacht, die Geräte wurden ausgebessert und die Innenräume gesäubert. Alles wurde für die Seefahrt fertiggemacht. Semjon Bujok, der infolge der Hundebisse den halben Winter lang krank gewesen war, arbeitete jetzt wieder mit den andern. Unter diese ganze unangenehme Geschichte hatte man einen Strich gemacht. Der Kapitän hatte es für das beste gehalten, von der ganzen Angelegenheit zu schweigen, als ob nichts geschehen wäre. Seit jenem Tage war keiner der Matrosen mehr in Williams Hause erschienen. Und dort hatte niemand daran denken wollen.

Einmal kam der Kapitän aufgereggt gelaufen.

„Eben habe ich auf Wölfe geschossen. Alle Kugeln habe ich abgefeuert. Ich habe mich ihrer kaum erwehren können“, erzählte er und hängte das Gewehr an die Wand.

„Haben Sie welche erlegt?“

„Nein, bloß zwei oder drei angeschossen. Einen haben sie gleich vor meinen Augen in Felsen gerissen.“

„Scheußlich!“ sagte Wera erschauernd. Sie erinnerte sich sofort an das schreckliche Bild mit den Renntieren. „Sie müssen immer sehr viel Munition mitnehmen und sehr vorsichtig sein“, riet sie. „Sie dürfen sich nicht unnötig in Gefahr begeben.“

„Die werden jetzt toll vor Hunger. Kürzlich sind sie bis an unser Haus gekommen. Die ganze Nacht lang haben uns die Hunde nicht schlafen lassen“, sagte William.

„Nikolaj Petrowitsch, vielleicht sollten wir eine Wolfsjagd machen?“

„Warum nicht? Ich bin bereit, wann Sie wollen!“

„Wir können sie mit einem jungen Hund anlocken. Ich glaube nicht, daß wir ihn verlieren werden. Wenn Sie wollen, kann ich zwei Mann vom Schiff mitnehmen.“

Bei den letzten Worten errötete Wera. Williams Blick wurde schwer und dunkel. Der Kapitän hatte diesen Vorschlag ganz unbedacht gemacht. Er besann sich und wollte seinen Fehler wieder gutmachen: „Übrigens ist es wohl besser zu zweit. Weniger Gedränge. Unsere Gewehre sind verlässlich.“

„Ja, es geht!“ stimmte der Hausherr wieder zu. „Wir werden einmal gehen.“

Aber in seiner Antwort war nicht mehr die frühere Lust, und Stjepan Jegoritsch wollte nicht mehr darauf bestehen.

Einige Tage später gingen sie doch auf die Jagd, aber nicht auf Wölfe. Sie wollten einfach umherstreifen. Vielleicht würde es ihnen gelingen, ein paar Füchse zu erlegen.

Die Sonne, die eben hinter dem blauen Schneekamm hervorgeschwebt war, hing jetzt über der See und verlor mit jeder Minute mehr ihre rosige Morgenfrische. Auf dem Schnee lagen noch die tiefen Schatten der breiten Hügel und der kleinen Bodenwellen. Hinter den beiden Männern jagten zwei blaue, durchsichtige Menschen her, die so lang waren, daß man aus jedem von ihnen fünf wirkliche Menschen hätte machen können. Sie ließen sich nicht abschütteln und fuchtelten mit ihren blauen, durchsichtigen Lustarmen.

Der Kapitän schritt flott und leicht und blieb nicht hinter William zurück. Perseus und Welle, die beiden Hunde, schnupperten an den verwickelten Tierspuren auf den Wiesen, liefen vor und zurück und schlugen große Kreise, um die Fährten zu entwirren. Es waren alte Spuren. Einmal fand Welle einen

Fuchsbau, bellte lange und scharrte wütend den Schnee fort, bis der Kapitän den Hund zurückrief: „Welle! Welle! Komm her!“

Sie stiegen zum Fluß hinab. Er holte William ein.

„Nikolaj Petrowitsch, Sie leben immer in dieser Einsamkeit. Von ihrer Frau will ich gar nicht sprechen. Sie ist eine Frau, also . . .“

Er hielt inne und suchte einen passenden Ausdruck.

„Nun?“ fragte William ungeduldig.

„Also ist sie Ihnen doch fern.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

In Williams Stimme klang eine bestremdete Note.

Sie gingen langsam. Durch die frostige Stille klang das weiche Scharren von zwei Paaren Schiern und das leichte Knistern des Schnees.

„Ich will sagen, daß Sie ein sehr einsames Leben haben, trotz der Familie, die Sie umgibt . . . Sie dürfen nicht meinen, daß ich daraus etwa irgendwelche Schlüsse ziehe“, fügte er hastig hinzu, um sich zu rechtfertigen. „Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Ich urteile da nach mir selbst.“

William hob den Kopf.

„Ich fühle mich nicht einsam, habe Einsamkeit nie gefühlt. Einen solchen Zustand kenne ich nicht“, antwortete er trocken.

„Das ist sehr gut! Obgleich ich es nicht verstehe, glaube ich Ihnen.“

„Danke!“ warf William mit kalter Ironie hin und ging gleichmäßig langsam weiter.

„Ich habe einmal eine schrecklich einsame Zeit erlebt“, fuhr der Kapitän fort. Er bemühte sich, den unfreundlichen Ton nicht zu beachten. „Ich war damals noch jung, lebte in einer Großstadt, bei meinen Eltern und Schwestern. Und da hat mich plötzlich — ich weiß nicht, weshalb — diese Welle überflutet. In manchen Stunden hatte ich eine so wahnsinnige Sehnsucht, daß ich mich am liebsten aufgehängt hätte. Aber zum Glück habe ich Bauernblut — ich kroch nicht in die Schlinge,

sondern warf mich nur aufs Bett und biß in meine Kissen. Manchmal lief ich ziel- und planlos durch die Straßen. Ich ging stundenlang umher, sah nichts und dachte vielleicht nicht einmal an etwas. Müde, mit schmerzndem Kopf, kam ich nach Hause, legte mich hin und schlief ein, ohne mich auch nur ausgezogen zu haben. Des Morgens war alles vorüber. Und dann, einige Tage später, kam alles wieder . . .“

William lächelte.

„Sie waren wahrscheinlich hoffnungslos verliebt.“

„Nein! Ich war es nicht.“

„Sie waren nicht verliebt?“

Statt einer Antwort wiederholte der Kapitän leise und nachdenklich: „Ich war es nie, und ich glaube, daß ich es nie sein werde.“

„Dann war es also eine Pubertätserscheinung. Ihre Sehnsucht war ohne Objekt. Sie suchten sich selbst und fanden sich nicht. Ihre Umgebung befriedigte Sie nicht.“

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

„Nein, das war es nicht . . . Das hat sich auch später wiederholt, viele Jahre später, als ich schon erwachsen war.“

„Sie müssen heiraten!“ sagte derb und zynisch William. „Heiraten Sie, und alles wird vergehen!“

„Ich bin verheiratet“, antwortete der Kapitän mit verlegenem Lächeln. „Ich habe ein Kind, das ich sehr liebe, und meine Frau ist mein bester Freund.“

William blieb stehen und betrachtete aufmerksam und unbedümmert seinen Begleiter, als ob er ihn zum ersten Male sähe.

„Wissen Sie, das ist eine Krankheit. Eine sehr bössartige Krankheit. Sie müssen sich behandeln lassen. Unbedingt zum Arzt gehen . . . Na, genug davon. Wir müssen in diese Richtung gehen.“

Er glitt den Abhang hinab und ging mit kurzen, unsichern Schritten über das spiegelglatte blane Eis.

Stjepan Jegoritsch band die Seehundstreifen unter die

Schier. Er richtete sich auf und ging ein wenig weiter oben über den Schnee, dort, wo es nicht so glatt war. Er ging und dachte an sich, an seinen Gefährten, über den er sich bis jetzt durchaus nicht hatte klar werden können, und an die Frau dort im Hause, die ihnen beiden nahestand. Sie war doch sehr anziehend! Je näher seine Abfahrt kam, desto stärker zog es Stjepan Jegoritsch in dieses Haus. Hatte da etwa schon die Liebe begonnen? Er erschrak. Oder war es nur Gewohnheit? Was immer es war, der Abschied würde ihm schwerfallen.

Der Kapitän kam in die Mitte des Flusses. In Gedanken versunken bemerkte er nicht, wie das lockere Eis unter dem Schnee sich senkte und Wasser an die Oberfläche durchstürzte. Plötzlich krachte es dumpf. Schwer versank die Schneemasse. Unter ihr strömten von allen Seiten Wasserschwälle hervor und überfluteten rasch die Umgebung.

Der Kapitän schrie schneidend, tierisch und bemühte sich verzweifelt, sich von den Schiern zu befreien.

Als William sich auf den Schrei hin umwandte, steckte sein Gefährte schon bis zum Gürtel im Wasser. Die Hunde liefen unruhig bellend um das Wasser herum.

„Schwimmen Sie zurück! Dort ist es seichter! Das Ufer ist dort näher!“ rief William und deutete mit der Hand.

Der Kapitän beachtete das nicht, schlug weiter auf der Stelle um sich und sank immer tiefer. William dachte plötzlich: „Wenn ich ihm nicht helfe, kommt er nicht heraus . . . Vielleicht soll ich das so lassen? Vielleicht ist es für mich und meine Familie so besser?“ Er stand einige Augenblicke lang still und beobachtete gleichmütig die Bewegungen des Ertrinkenden. Er hatte weder Mitleid noch Schadenfreude und versuchte nicht, eine Antwort zu finden. Als ob es auf einer Filmleinwand wäre. Wieder rief er ihm gleichgültig zu und machte eine Handbewegung: „Noch ein wenig! Noch! Ein bißchen höher!“

Dem Kapitän gelang es, die Schier abzuwerfen. Er schob sich rasch an eine Eisscholle und klammerte sich mit

steifen Fingern an sie. Möglich tauchte er unter. Er kam wieder herauf. Seine Hände tasteten hilflos die nassen Schollen ab. Die Angst in seinen Augen erlosch. Die letzten Kräfte verließen ihn.

William warf Gewehr und Mütze von sich und stürzte ins Wasser. Die eisige Flut verbrannte Gesicht und Hände und floß in stechender Kälte hinter den Kragen über den ganzen Körper.

Mit zwei Stößen erreichte er den Ertrinkenden, packte ihn und schleppte ihn ans Ufer.

Der Kapitän konnte nicht mehr ohne Hilfe gehen. Wenn er ihn auf die Schier setzte und zöge, könnte er erfrieren. Er faßte ihn unter.

„Gehen wir! Sie müssen unbedingt selbst gehen, sonst erfrieren Sie! Schneller! Schneller, damit Sie warm werden.“

Stjepan Jegoritsch setzte mühselig einen Fuß vor den andern. Beide versanken im Schnee, stürzten und gingen weiter. Die Kleidung gefror und störte beim Gehen. Es riß sie in den Beinen, der Körper war wie zerbrochen. Aber das Haus war schon nahe.

Wera holte eilig Spiritus und warme Wäsche. Dann machte sie starken Tee mit Rum.

„Wir sind an eine halbgetaute Stelle gekommen. Hatten das nicht bemerkt. Wahrscheinlich hat die Strömung das Eis dort ausgehöhlt“, sagte William unwillig auf die Frage seiner Frau und langte nach seiner Pfeife.

Der Kapitän rieb sich im Nebenzimmer mit Spiritus ein. Er hörte diese Antwort, mischte sich aber nicht ins Gespräch. Und Wera fragte nicht weiter . . . Wenn nur die beiden nicht krank werden!“

William war schon nahe der Grenze, jenseits welcher unbedingt ein Entschluß gefaßt werden mußte. Die Erlebnisse der letzten Zeit waren besonders schwer und quälend gewesen. Er

wußte noch nicht, daß die Beiden schon so weit waren, aber er sah, daß sie so weit kommen mußten. Es kostete ihn enorme Willensanspannung, sich zurückzuhalten und nichts zu zeigen. Gewiß, er könnte sehr einfach handeln: er brauchte dem Kapitän nur unter irgendeinem Vorwand zu verstehen zu geben, er möge sich nicht mehr sehen lassen, und könnte dann Wera eine entsprechende Aufklärung geben. Sehr viele hätten wohl die Frage so gelöst. Aber William meinte, daß dies keine Heilung der chronisch gewordenen Krankheit, sondern eher eine Verschlimmerung bringen würde. Unter den gegebenen Verhältnissen taugte diese Maßregel nicht. Er brauchte eine andere, wirksamere. Und er fand sie.

William bemerkte oft, wenn er mit dem Kapitän sprach oder Schach spielte, daß Wera sie beide aufmerksam betrachtete. Er fühlte, daß sie beide abschätzte, Vergleiche zog. Das war ihm sehr unangenehm und machte ihn so wütend, daß er sich kaum zurückhalten konnte. Also war er in den Augen seiner Frau so sehr gesunken, daß sie einen andern neben ihn stellte und den andern bevorzugte! Es gab nur einen Ausweg: er mußte sein verlorenes Ansehen zurückgewinnen.

Na was, das werde ich ihr zeigen. Das ist gar nicht so schwer. Es ist sogar angenehm, seine Kräfte mit jemand zu messen! dachte William und lächelte selbstbewußt. Er sah das Ergebnis voraus.

Von diesem Tage an hatten sich die Unterhaltungen mit dem Kapitän vollkommen verändert. William, der sonst zu Hause düster und wortkarg war, war wie ausgewechselt. Er erzählte jetzt viel von seinen Erlebnissen und Abenteuern, schwafelte viel zusammen und bemühte sich, die Aufmerksamkeit der beiden zu erobern. Seine Bezeichnungen und Schlussfolgerungen waren immer unerwartet und scharfsinnig und riefen oft bei Wera ein entzücktes Lächeln hervor. Eben dieses Lächelns wegen entwickelte er seine großen Naturkenntnisse, machte tiefe Analysen der Erscheinungen und streute zwischendurch kleine, geistreiche Bosheiten. William kam durch den Wettkampf mit dem

Nebenbuhler im Beisein der Frau, die er zurückerobern wollte, in einen freudigen Kausch. Kampf entflammte, be-
rauschte ihn immer. Aber dieser, bei dem das eigene Schick-
sal, der Wohlstand und das Glück seiner Familie der Einsatz
waren, versetzte ihn in eine ganz ungewöhnliche Stimmung.
Er fühlte seine Überlegenheit und ließ sich immer mehr
und mehr hinreißen. Und es schien ihm, daß er wie ein im-
provvisirender Musiker jeden Ton hervorrufen konnte, den er
wollte . . .

Um Mittag saßen sie beim Tee und plauderten wie gewöhn-
lich. In der vergangenen Nacht hatte ein Sturm geendet, der
das Eis auf weite Strecken aufgebrochen und die Küstenzone
gereinigt hatte. Vom Meer her tönte jetzt dumpfes, erlöschendes
Kauschen.

Mitja kam ins Zimmer gelaufen und erzählte atemlos:
„Papa! Nicht weit von unserer Ducht liegt auf einer Scholle
ein Walroß!“

„Ein Walroß?“ fragte zweifelnd der Vater. „Das, mein
Freundchen, hast du wohl geträumt. Wird wohl ein Seehund
sein!“

„Wirklich, Papa! Ich habe durchs Fernglas geschaut.“

William stand auf und zog schnell seine Jacke an.

„Da muß ich doch mal nachsehen. Vielleicht ist es wirklich
ein Walroß. Im Frühling schwimmen sie manchmal sehr weit
mit dem Eis. Stjepan Jegoritsch, kommen Sie, schauen wir
nach!“

Als sie zur Felsnase gekommen waren, überzeugten sich alle,
daß der Knabe sich nicht geirrt hatte. Ungefähr zwei Meilen
vom Ufer entfernt lag auf einer riesigen Eisscholle ein Walroß.
William sah den Kapitän und Wera an. Und plötzlich tauchte
bei ihm ein listiger Gedanke auf: „Stjepan Jegoritsch, ver-
suchen Sie mal, es runterzuholen. Das wird ein feiner Spaß!
Wenn Sie sich gut hinter den Eisschollen decken, können Sie
ganz leicht herankommen.“

„Allein soll ich hinfahren?“ fragte der Kapitän. „Na,

wissen Sie, das wäre eine sehr riskante Angelegenheit! Und außerdem sind tüchtige Wellen, auch ist die Entfernung nicht klein.“

„Natürlich kann man nicht allein fahren. Das wäre zu gefährlich!“ bestätigte Wera.

William lächelte und ging wortlos zum Boot. Unterwegs rief er seinem Sohne zu: „Mitja, hol mir mal schnell das Gewehr!“

„Nikolaj! Du bist verrückt! Das ist Wahnsinn!“ schrie Wera aufgeregt.

Aber William antwortete nicht. Er stieß das Boot schon von der Sandbank ab. Wenige Minuten später tanzte es schon auf den Wellen.

„Papa wird ein Walroß erlegen! Papa wird ein Walroß erlegen!“ rief freudig die kleine Sina, die hinter ihrem Bruder hergelaufen kam.

Wera und der Kapitän sahen schweigend auf die Bucht. Stjepan Jegoritsch war unbehaglich zumute, er empfand eine Art von Scham, und es schien ihm auch, daß Wera ihn mit herablassendem Mitleid ansähe. Wütend dachte er: „Der Teufel hat dieses Walroß hergebracht! Wie schlecht das alles endet!“

Wera verfolgte mit wachsender Unruhe das schaukelnde Boot. Manchmal sah es aus, als ob es sich mit dem Bug in eine Welle gegraben hätte und nicht mehr zum Vorschein kommen würde. Aber das Boot erschien wieder, fuhr im Zickzack und labierte sich zwischen den Eisschollen durch. Das Walroß lag noch immer in der wärmenden Sonne und bemerkte den sich nähernden Jäger nicht. Noch einige Minuten unruhiger, endloser Erwartung — da sah man, daß William zielte. Das Boot hüpfte und drehte sich, und der Gewehrlauf schwankte weit hin und her.

Den Schuß konnte man nicht hören. Nur ein kleines, festes Rauchwölkchen jagte vorwärts. Das Tier sprang hoch, fiel nieder und blieb einige Augenblicke lang starr liegen. Da stürzte ein neues Rauchnäuel vorwärts, und das Walroß plumpfte

ins Wasser und schwamm auf das Boot los. Durchs Fernglas waren sein ohrloser Kopf, seine großen Hauer und sein faltiger Hals gut zu sehen. Wera schrie erschrocken auf und drückte sich instinktiv an den Kapitän, wich aber sofort zurück, als sie die Berührung seiner Hand fühlte.

Das wütende Tier war schon am Boot. Im nächsten Augenblick würde es das Fahrzeug umkippen oder mit seinen schrecklichen Hauern durchbohren. Wera erstarb vor Angst und umkrampfte mit beiden Händen das Fernglas. In diesem Augenblick sprang William geschickt auf die nächste Eisscholle und schoß wieder zweimal. Knapp am Rande der Scholle senkte das Walroß kraftlos den Schädel. Der Jäger war wieder im Boot. Wera sank ermattet auf einen Stein.

„Ich kann nicht . . . Das ist entsetzlich! . . . Warum macht er solch wilde Zungenstreiche?“

Sie schlug ihre Hände vors Gesicht.

Der Kapitän blickte stumpf aufs Meer.

„Fertig! Erledigt! Tot, Mama! Er bindet es ans Boot!“ teilte Witja freudig mit und lief an den Strand, dem Vater entgegen.

Wera stand auf und ging schweigend, ohne jemand anzusehen, ins Haus. Stjepan Jegoritsch stand immer noch da, schaute aufs Meer und hörte gleichgültig das Rauschen der Bogen . . .

Ein anderes Mal spielte William mit dem Kapitän und den beiden ältesten Söhnen neben dem Hause Gorodki, das russische Volkspiel mit Keulen und Kegeln. Wera saß in der Nähe. Die Kinder liefen erregt umher und lachten. Auch die beiden Männer waren gut gelaunt. Die Sonne schien grell, die Schneehügel und Wiesen strahlten, und das Meer wogte träg. Die Männer sprachen während des Spiels vom Bogen. William rief seinen Kindern fröhlich etwas zu und wandte sich plötzlich an seinen Partner: „Stjepan Jegoritsch, kennen Sie den Neger-ringkampf? Ich habe nur vergessen, wie er heißt.“

„Ich habe ihn nie gesehen. Wie ist er eigentlich?“

„Wenn Sie wollen, kann ich's Ihnen zeigen.“

„Bitte!“

William ging zum Kapitän.

„Mitja, Andruschka! Schaut her! So kämpfen die Neger!“ rief er. Aber er meinte weniger seine Söhne als Wera. Dann bückte er sich gewandt, machte einen raschen Sprung und hob den Kapitän über seinen Kopf. Er hielt ihn mit gestreckten Armen an den Hüften waagrecht hoch und drehte sich rasch um seine eigene Achse. „Hopp!“ stellte er ihn auf die Erde.

Der Kapitän fiel sofort zu Boden. Die Kinder klatschten in die Hände. Der Kleinere rief freudig: „Mama! Schau! Stjepan Jegoritsch ist tot!“

Wera lachte auf. Der Kapitän erhob sich langsam und lächelte verlegen.

Erregt wie zuvor ging William zu seiner Frau, ergriff sie, hob sie ebenso wie den Kapitän über seinen Kopf und trug sie feierlich ins Haus. Er legte sie wie ein Kind auf das Bett, drehte sich um und ging schweigend hinaus. Er ging an seinen Lieblingsplatz, auf die breite Wiese am Vogelfelsen. Unterm Wegs lachte er haltlos wie ein Betrunkener. Er hatte Wera jetzt absichtlich mit dem Kapitän allein gelassen. Er kannte das Frauenherz gut!

Drei Tage später kam Stjepan Jegoritsch, um sich zu verabschieden. Das Schiff war zur Abfahrt bereit. William rief seine Frau ins Nebenzimmer und sagte: „Wera, ich weiß, daß du es hier mit mir in diesem Lande sehr schwer hast. Du hast mir sechzehn Jahre deines Lebens geschenkt. Ich schätze das sehr hoch und werde das nie vergessen. Ich weiß, daß der Kapitän dich liebt...“ Er schwieg und war ganz ungewöhnlich nervös. Dann fuhr er fort: „Jetzt hast du eine gute Gelegenheit. Fahre mit ihm dorthin, in die Stadt. Die Mädels kannst du mitnehmen... Denke nach! In einer halben Stunde komme ich zurück.“

Ohne den Kopf zu heben oder sie anzuschauen, ging William zur Tür. Genau eine halbe Stunde später kam er zurück. Stje-

pan Jegoritsch und Wera erwarteten ihn vor dem Hause. Der Kapitän streckte ihm trocken die Hand hin: „Leben Sie wohl!“

Mehr sagte er nicht. Dann ging er mit kurzen Schritten über den Pfad an den Fenstern vorüber.

Aus dem Tor sprang ein Hund heraus und bellte ihm nach, überlegte sich das aber gleich, lief zu seinem Herrn, wedelte mit dem Schwanz und schnupperte eifrig an seinen Stiefeln. Aus dem Hause klang das Lachen und Weinen der Kinder...

Die Sonne steht auf und legt sich in der ihr vorgeschriebenen Zeit, wird rosa, senkt sich träge unter den flimmernden, nebligen Horizont. Mit jedem Tage wird ihr Weg länger. Jedesmal wird die Nacht kürzer und heller. Bald wird überhaupt keine Nacht mehr sein.

Für William ist jetzt eine heiße Zeit. Die Robben ziehen jetzt wieder.

Mann und Frau sind von früh bis spät in die Nacht hinein beschäftigt. Sie stellen Netze auf und ziehen die schwere, feste Haut mit der dicken Speckschicht von den erbeuteten Tieren. Sie haben keine Zeit, an den Kapitän zu denken. Und es ist auch gar nicht nötig. Diese Erinnerung ist schmerzhaft, endgültig abgeschnitten.

Neben dem Hause schabt Wera mit dem ältesten Sohne die Felle, sortiert sie und stapelt sie dann im Schuppen auf. Grönlandrobber, Ringelrobber, gefleckte und gemeine Seehunde — jeder hat seinen Platz...

„Annuschka, meine Liebe, stell den Samowar auf. Ich bin so müde...“

Das Zimmer ist voll klingender Frühlingssonne. Es ist so angenehm, sich nach einem harten Arbeitstag im Familienkreise auszuruhen, mit dem Mann über die Wirtschaft zu sprechen, die Kinder zu lieblosen.

An ein eigenes Leben denkt Wera nicht mehr.



Bibliothek Główna UMK



300051426373

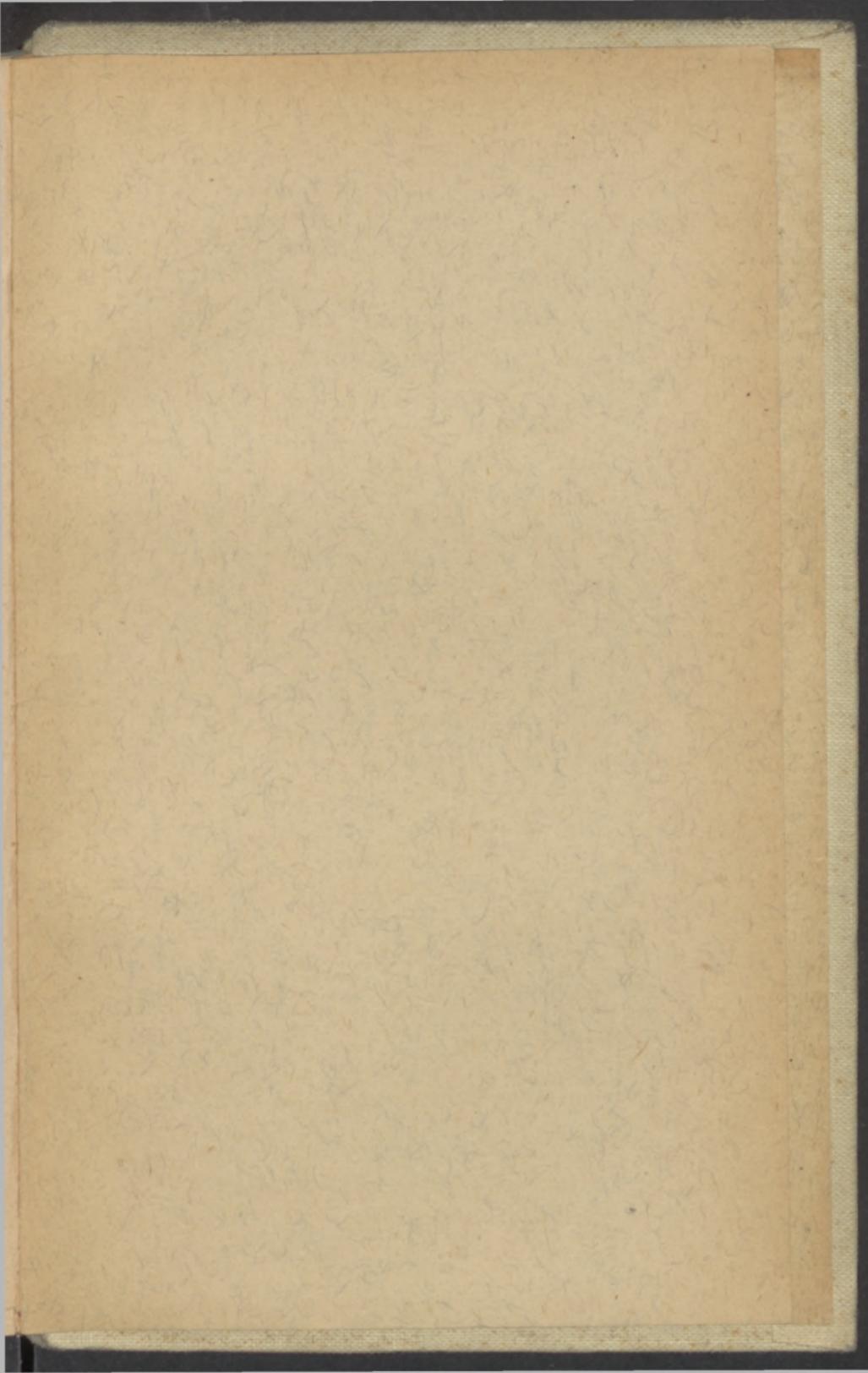
Haupt-schriftleiter: Hans Ludwig Defer, Söcking über Starnberg, Oberbayern,
verantwortlich für Text und Bild / In Osterreich für Herausgabe und Redaktion
verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Nachdruck verboten / Alle
Rechte vorbehalten / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der
Unterhaltung und des Wissens, Söcking über Starnberg, Oberbayern / Für un-
verlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Porto für Rücksendungen ist
beizufügen / Verlag: Deutsche Verlags-Expedition Ackermann, von Holzbrind und
Schlöffer Stuttgart / Druck: Union Druckerei G. m. b. H. Stuttgart

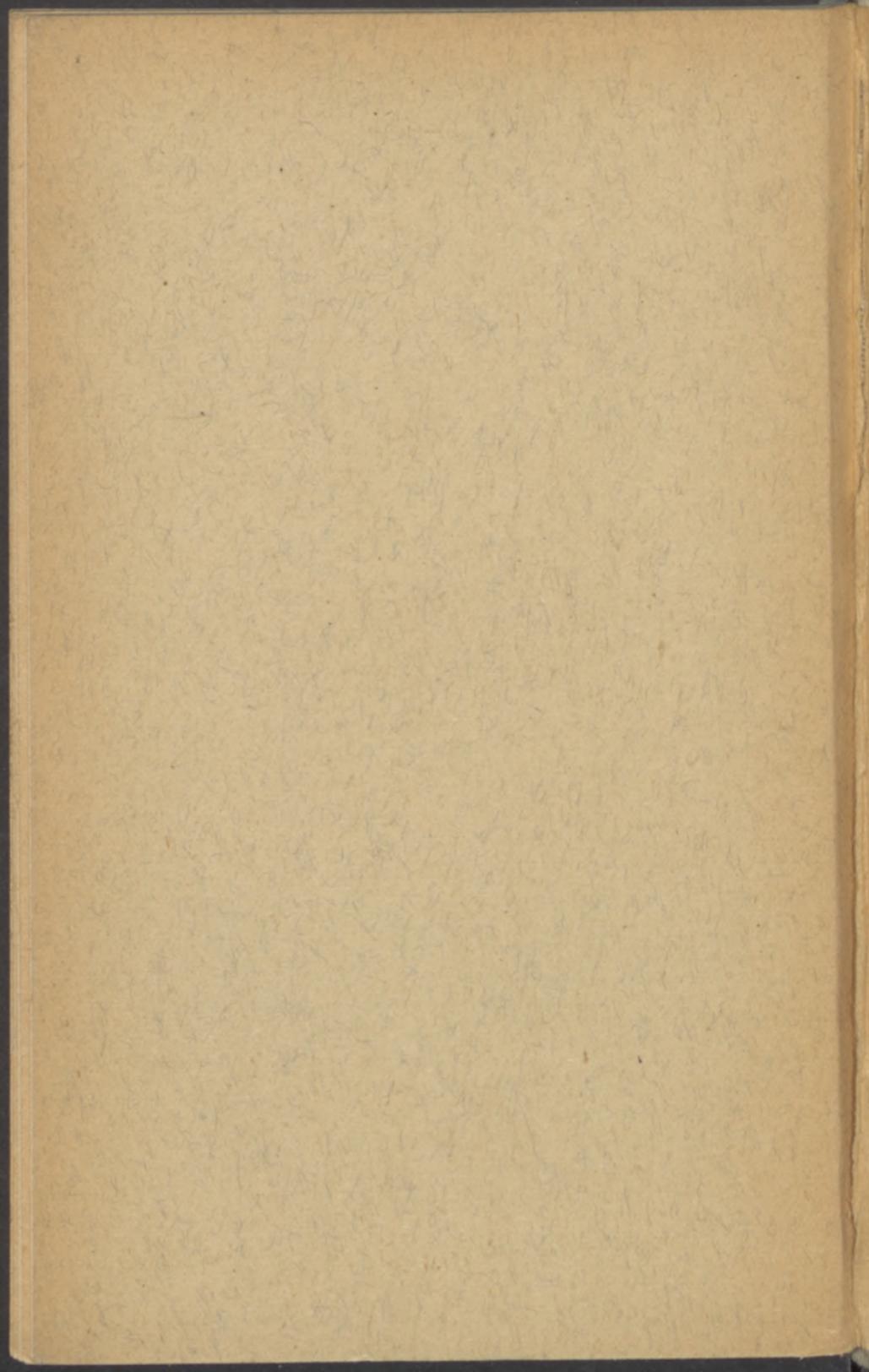
Ausgabe A ohne Versicherung Preis RM. 1.55 einschließlich Zustellgebühr

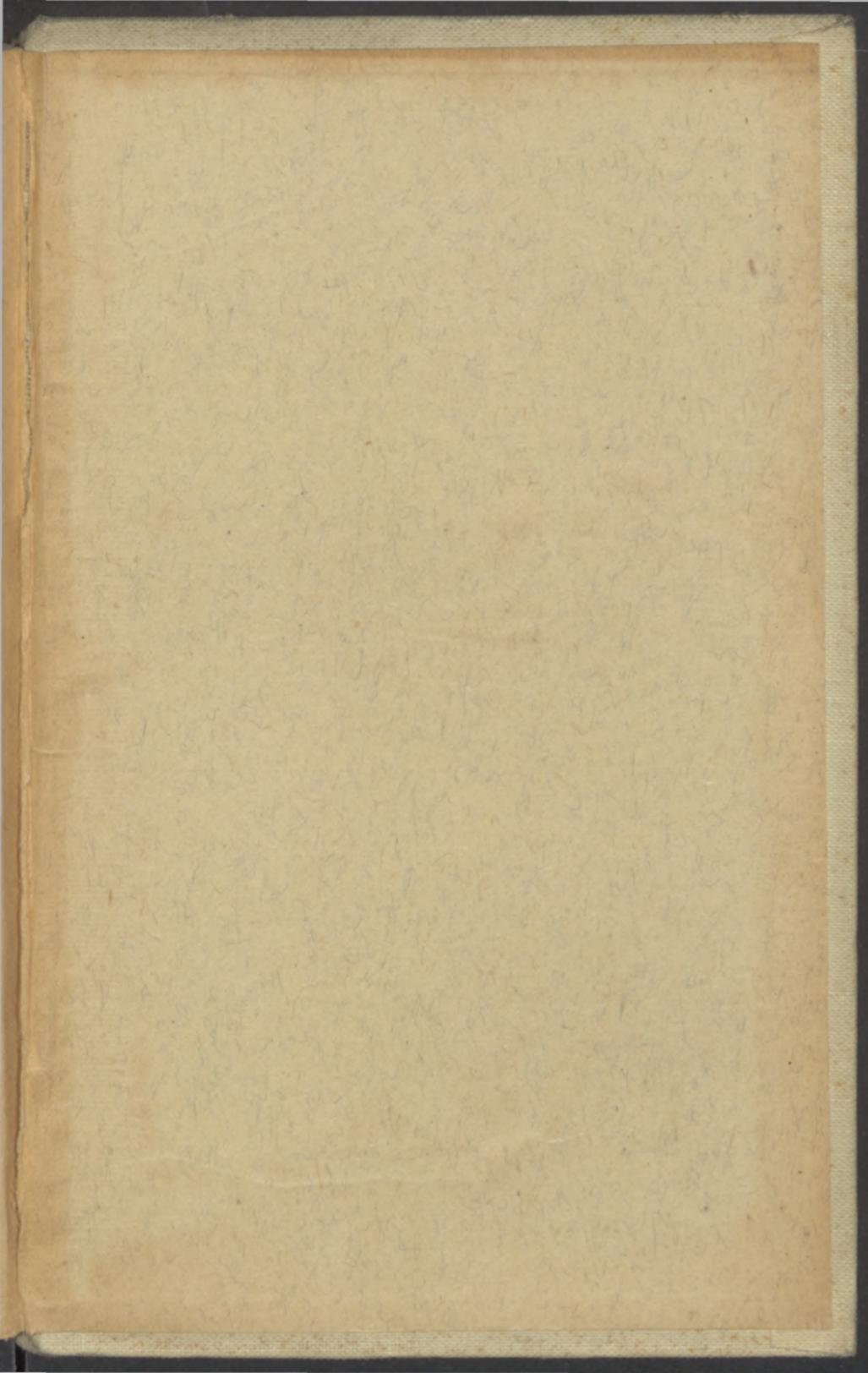
Ausgabe B mit Versicherung Preis RM. 1.95 einschließlich Zustellgebühr

Zu beziehen vom Verlag durch die Post und durch alle Buch- und
Zeitschriftenhandlungen

Erschienen im Mai 1938







Biblioteka Główna UMK



300051426373

UMK
BIBLIOTEKA
GŁÓWNA
WILK
1911

RC
1911